

**UND VON DER FREIHEIT
SOLL UNS KEINER SPRECHEN,
DER NICHT GEFANGEN WAR.**

G. Waldschütz, 1946

**... von Wurzten
über Mühlberg
nach Sibirien ...**

Bittere Jugendjahre
1945 - 1950

... von Wurzeln

über Mühlberg

nach Sibirien ...

Betroffene erinnern sich

Herausgegeben im Januar 1995

Imressum:

Verantwortlich für den Inhalt:

E. Krätzschar, Böhlitz

Druck und Gestaltung:

SWING Druck GmbH, Colditz, Tel. 03 43 81 / 4 20 71

Vorwort

Vergangenheit ist noch lange nicht vergangen!

Menschen erinnern sich, der Austausch von Erinnerungen weckt Emotionen. Im vorliegenden Büchlein mit Titel "... von Wurzeln über Mühlberg nach Sibirien..." wird sehr einfach über persönliche Erlebnisse erzählt und berichtet.

Warum über so tragische Jugenderlebnisse?

Zur Darlegung der selbst erlebten Geschichte?

Zur Aufdeckung von verschütteten Erlebnissen?

Zur Mahnung an die Zukunft und zur Abrechnung mit den Tätern?

Zur Rehabilitation der Opfer?

Es geht um Völkerrecht, Moral und Durchsetzungsformen der Gewalt, Identitätsfindung und Wertewandel, denn diese nach 15 bis 18 Jahre alten Jugendlichen erlebten die Umkehr des von Deutschen begangenen Unrechts und sie erlebten Rache, weil die einen und die anderen an Machthaber glaubten, die verbrecherisch gegenüber unschuldigen Menschen und ohne Toleranz gegenüber andersdenkenden Menschen Gewalt ausübten.

Die Thematisierung von Verschleppung ebenso wie von Vertreibung ist notwendig, weil unsere Geschichte und ihre Aufarbeitung sonst einen wesentlichen Teil und die Wahrheit verliert.

Antworten auf die Fragen der Zeit leiten über zur Verantwortung, der in Gegenwart und Zukunft besondere Bedeutung zukommt.

W. Hubrich

(Landrat des Landkreises Wurzeln a.D.)

November 1994

Mit freundlicher Unterstützung von Horst Kämmel und Herbert Naundorf
aufgeschrieben und verfaßt von Erhart Krätzschar.

Horst Kämmel Jahrgang 1928

Herbert Naundorf Jahrgang 1929

Erhart Krätzschar Jahrgang 1929

wurden mit vielen anderen Kameraden im Jahre 1945 in das Lager Mühlberg
eingeliefert und später ausgesucht, um mit dem sogenannten Pelzmützen-
transport im Februar 1947 nach Ancherka-Sudshsenk in Sibirien zu fahren.

Nach mehr als 45 Jahren möchten wir niederschreiben, an welche Dinge wir
uns erinnern, wie:

unter welchem Vorwand man uns verhaftete,

wie wir Mühlberg und Sibirien erlebt haben,

wie wir nach unserer Rückkehr in der Heimat empfangen wurden

und wie wir dies von unserer Seite empfunden haben.

Es sind nur zusammengefaßte Eindrücke. Sie könnten jedoch für viele hundert
Jugendliche stehen, die ebenso diesen Weg gehen mußten und dabei ihrer schön-
sten Jugendjahre beraubt wurden.

Viele Jungen, die gerade kaum ein Jahr älter waren als wir, wurden noch im Frühjahr 1945 zur Wehrmacht eingezogen, um mit Begeisterung an der Front, die von allen Seiten vorrückenden Armeen der Russen und Amerikaner zu stoppen. Sie sollten das retten, was schon verloren war.

Als letztes Aufgebot wurde noch der Jahrgang 1929 Anfang April 1945 ins Wehrtüchtigungslager nach Grimma einberufen.

Innerhalb weniger Tage wurden wir gedrillt, die Panzerfaust zu beherrschen, um der herannahenden Front den Rücken zu stärken und den Vormarsch der feindlichen Truppen aufzuhalten. Doch kurz bevor die Amerikaner die Mulde erreicht hatten, schickte man uns noch einmal nach Hause, für einen Tag! An die Ausbildungsstätte konnten die meisten Jungen nicht zurückkehren, weil die Amis schneller waren.

Diejenigen, die dort verblieben waren, wurden sofort vom Volkssturm übernommen und in die Verteidigungslinie entlang der Mulde mit einbezogen. Die Jungen, darunter auch Horst Kämmel, gerieten am 25. April 1945 in die amerikanische Gefangenschaft. Über verschiedene Kriegsgefangenenlager von Bad Lausick über Naumburg und Hersfeld kamen sie in die Hölle von Bad Kreuznach. Sie wurden zu Tausenden ohne Überdachung auf freiem Feld gefangen gehalten. Die Tagesverpflegung war gerade eine Hand voll. Eine Konservendose voll Wasser mußte für eine Person reichen. Im Lager waren die Ruhr und andere Infektionskrankheiten ausgebrochen. Die medizinische Versorgung war katastrophal. Die Gefangenen starben wie die Fliegen. Ende Juni wurden die Jungen, welche damals die Mulde mit verteidigen mußten, aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen. Die anderen Jungen, die im April noch einmal kurz nach Hause geschickt wurden, erlebten, wie lässig - aber immer schußbereit - die Jeeps der Amerikaner durch die Ortschaften fuhren. Ohne großen Einfluß auf die Öffentlichkeit zu nehmen, bewegten sie sich. Sie unterhielten mit den alten Bürgermeistern Verbindung, um ihre Befehle und Weisungen durchzusetzen. Nach etwa zehn Tagen zogen sich die Amerikaner über die Mulde zurück. Dabei nahmen sie den Bürgermeister, der gleichzeitig Ortsgruppenleiter war, mit. Er wurde auf die Motorhaube gesetzt und so noch einmal den Einwohnern zur Schau gestellt.

Einen Tag später, es war Anfang Mai, zogen russische Kampftruppen, etwa 1000 Mann und mit vielen Pferden, von Torgau kommend, in unser Dorf ein. Kurz zuvor hatte ein Flüchtlingstreck aus den Kreisen Niesky und Militzsch, auch zirka 1000 Männer, Frauen und Kinder in Böhlitz haltgemacht. Durch die heran-

rückende Front kamen sie nicht weiter. Eine Woche nach Einrücken der Russen wurde die Kampftruppe auch auf andere Dörfer verteilt. Dafür begannen Nachfolgeeinheiten mit der Verschleppung von ausgewählten Personen. Gesucht wurden Bürgermeister, Propagandaleiter der NSDAP, Gendarmen und Ortsbauernführer. Aus unserem Dorf wurden drei Männer mitgenommen.

Fast aus jedem Ort wurden diese Leute mit deutscher Unterstützung abgeholt. Die meisten von ihnen kamen nach Bautzen. Diese Aktion wurde etwa Ende Mai abgeschlossen. Durch Befehle der SMAD - Sowjetische Militäradministration - wurde fortan alles geregelt.

Ab Mitte Mai begannen, von Westen herkommend, vor allem Polen und russische Zivilarbeiter den Marsch nach ihrer Heimat.

Alles, was sie dazu brauchten, wie Pferde, Wagen, Bekleidung, Essen und so fort ließen sie dabei mitgehen. Dabei spielte es keine Rolle, ob man die Tiere aus dem Stall holte oder sie einfach bei der Feldbestellung den Bauern wegnahm. Widerstand wäre tödlich gewesen. Von der russischen Kommandantur wurde das wohlwollend geduldet. Mitte September 1945 wurde plötzlich eine neue, großangelegte Verhaftungswelle gestartet. Diese dauerte mehrere Monate. Betroffen waren vor allem 16 - 17 jährige Jungen und Mädchen, die Führer beim Jungvolk, der HJ oder BDM waren. Besonders aktiv bei der Überstellung an die Russen - NKWD waren die neuen deutschen Polizisten.

So kam am 26. September 1945 gegen 16.00 Uhr der damalige Ortpolizist Otto Voigt zu uns aufs Feld. Wir waren bei der Kartoffelernte. Er forderte mich auf, doch schnell mal aufs Gemeindeamt zu kommen, dort seien zwei russische Offiziere, die einige Fragen an mich hätten. Es würde nicht lange dauern. Die Pferde sollte ich einstweilen an einen Herrn Eichelmann, der aus dem Kreis Militzsch geflüchtet war und zu dieser Zeit bei uns wohnte, übergeben.

Da ich nach einer Stunde noch nicht zurück war, suchte meine Schwester - nichts Gutes ahnend - auf dem Gemeindeamt nach mir. Vergebens! Inzwischen hatte dieser Herr Voigt mich zur Polizeiwache nach Würzen gebracht. Dort übergab er einen Zettel und anschließend mich an den Wachhabenden. Er hatte seine Schuldigkeit getan und konnte gehen. Ich mußte die Taschen ausleeren, Schnürsenkel aus den Schuhen ziehen, Hosenträger abknöpfen und alles auf den Tisch legen, dann kam ich ohne Kommentar in eine Zelle. Zu Essen gab es nichts. Wahrscheinlich hätte ich auch nichts runtergekriegt. Auf dem Flur waren immer mal Stimmen zu hören. Verstanden habe ich nichts. Einmal hörte ich, daß nebenan noch jemand eingeschlossen wurde. Am anderen Morgen erhielt ich

meine Utensilien zurück. Aber nicht, daß ich wieder hätte nach Hause gehen können. Gemeinsam mit meinem nächtlichen Zellennachbar, es war Kamerad Grabie aus Wurzen, wurden wir am anderen Morgen aufgefordert in einem bereitgestellten PKW, wo der Motor bereits lief, einzusteigen. Daß wir ja nicht etwa auf den Gedanken kommen könnten auszureißen, zog der Herr Wallach seine Pistole aus der Tasche, entsicherte sie und die Fahrt ging ab zum ehemaligen Amtsgericht am Domplatz in Wurzen. Dort hatte die GPU bzw. NKWD ihren Sitz. Beim Aussteigen bemerkten wir, wie ein deutsches Mädchen mit den russischen Posten sprach. Unser erster Eindruck war, die flirtet mit den Russen und uns sperrt man ein.

Doch plötzlich, als sie sah, was mit uns geschah, drehte sie sich um und wollte gegen den Herrn Wallach angehen. Sie schrie ihn mit den Worten an: Wo ist mein Bruder? Laß die Jungen laufen, die haben euch doch nichts getan! Daraufhin fuchtelte der Herr Wallach mit der Pistole herum und forderte sie auf zu verschwinden. Da sie nicht gleich wollte, machte er Anzeichen, eventuell zu schießen. Weinend ging sie weg. Es war die Schwester von Dieter Wagner aus Wurzen. Mit diesem Eindruck wurden wir durchs Tor geführt, den Russen übergeben, die uns dann in Einzelzellen einsperrten. Beim Zuschlagen der Zellentür und mehrfachen Schlüsselgeklapper ging es mir eiskalt über den Rücken. Was soll bloß werden? Was hab ich denn Unrechtes getan? Wie wird es zu Hause weitergehen? Vieles ging mir durch den Kopf. Die Zelle war vier Schritt lang und zwei Schritt breit. Eine Holzpritsche und ein Eimer war das Mobiliar. Tag und Nacht brannte das elektrische Licht.

Am Fenster war von außen ein Lichtschutz vorgebaut, daß man ja nicht hinaussehen konnte. Den Sonnenstrahlen war somit der Zutritt in die Zelle verwehrt. An den Wänden war von den vor mir hier eingesperrten eine Art Strichliste wie ein Kalender angekratzt. Daraus konnte man entnehmen, daß der Zellenaufenthalt im Durchschnitt zwei bis sechs Wochen dauerte. Einer muß sogar 27 Wochen hier verbracht haben. Namen waren ebenfalls eingeritzt. Bekannt war mir keiner. In fast regelmäßigen Abständen wurde das Guckloch (Luke) in der Tür geöffnet, um zu sehen, wie man sich verhält bzw. was man macht. Zu Mittag gab es in einer Blechschüssel dünne Eintopfsuppe. Allmählich ging der erste Tag in der neuen Umgebung zu Ende. Auf der Holzpritsche liegend, die Decke anstarrend, muß ich gerade mal eingeschlafen sein, als plötzlich die Zellentür aufgeschlossen wurde und ein Wachposten mich aufforderte mitzukommen. Wie sich bald herausstellte, ging es zur Vernehmung. In dem Vernehmungs-

zimmer war ein russischer Offizier und eine Dolmetscherin. Sie sprach nur ganz wenig deutsch und das nur gebrochen. Ich durfte mich setzen. Und gleich begann die Fragestellung. Wie dein Name? Warum du Wehrwolf? Warum du schießen? Wo du Gewehr? Jede Nacht standen diese Fragen zu den Vernehmungen. Darüber wurde ein Protokoll in russisch ausgefertigt, welches ich dann auf jeder Seite unterschreiben mußte. Damit war die erste Vernehmung beendet. Wieviel Zeit vergangen war, konnte ich nicht einschätzen. Auf alle Fälle mußte Mitternacht weit überschritten sein. In der Zelle konnte ich keine Ruhe finden. Am anderen Morgen - kurz nach dem "Frühstück" - mußte die Pritsche hochgeklappt werden und durfte erst am Abend wieder heruntergelassen werden. Gleichzeitig wurde hinsetzen verboten. Es sei denn, man saß mit heruntergezogener Hose auf dem Notdurfteimer. Das war die schwerste und schlimmste Zeit des Zellendaseins. Wie diese lange Tageszeit überwinden? Was tut man da nicht alles? Manches mag nach so langer Vergangenheit recht komisch klingen. So habe ich die Zelle immer wieder abgeschritten in der Länge und in der Breite. Viele Male von 1 bis 999 999 gezählt. Dann die Wände nach bisher Unentdecktem absuchen. Dabei fand ich einen Satz, der da lautete:

*Es gibt 'nen schönen Spruch auf Erden,
du mußt bedeutend ruhiger werden!*

Die Bedeutung dieses Satzes wurde mir so recht nach den Vernehmungen bewußt. Denn es dauerte immer einige Zeit, bis ich mich nach einer Vernehmung beruhigen konnte. An diesen Spruch habe ich auch später immer mal denken müssen.

Mindestens eine Woche lang wurde ich jede Nacht zur Vernehmung geholt. Wahrscheinlich bei der dritten Vernehmung gab man mir eine Chance, wieder nach Hause zu kommen. Ich sollte wenigsten drei Namen nennen: Dann du gehen nach Hause! Wenn nicht, du bleiben hier! In dieser Zeit kam der Kamerad Heimpold für einige Tage in meine Zelle. Wie sich herausstellte, wurden ihm die gleichen Fragen gestellt. Dann war ich wieder allein, bis zum Abtransport. Am 05. Oktober 1945, so gegen 16.30 Uhr wurde der Kamerad Horst Kämmel durch zwei Kripobeamte zu einer kurzen Befragung abgeholt. Aus diesem Grund brachte man ihn zur Polizeiwache nach Wurzen. Statt der angekündigten Befragung kam er in eine Zelle. Am anderen Morgen übernahm ihn mit gezogener Pistole der Herr Wallach zur kurzen Stadtfahrt in Richtung Amtsgericht, um dort die Übergabe an die GPU vorzunehmen. Eine Woche Einzelhaft. Vorwürfe der Spionage, da er aus amerikanischer Gefangenschaft in die sowjetische Zone zu

rückgekommen sei, und wo er seine Waffe versteckt habe, stand während der Vernehmungen mit dem Kamerad Kämmel im Mittelpunkt.

Trotz Drohung mit der Pistole durch den russischen Vernehmungsoffizier hat er es gewagt und geschafft, die vorgelegten Protokolle nicht zu unterschreiben. Geholfen hat es ihm auch nicht. Er wurde mit uns in die Personengruppen eingereiht, die zur Isolierung vorgesehen war.

Es war der 11. Oktober 1945. Die Zellentür wurde geöffnet. Ich wurde auf den Hof geführt, dort warteten schon einige Kameraden und andere kamen noch dazu. Sprechen war verboten. Auf dem Hof stand bereits ein LKW mit Plane. Den Fahrer konnten wir nicht sehen. Rechts und links auf dem Weg zum LKW standen russische Wachposten mit Mpi. Mit mir wurden noch weitere Jungen und ein Mädchen - Ursel Rebhahn - verladen. Ab ging die Fahrt. Wohin? Unbekannt! Nach einigen Kilometern Fahrt hielt der LKW. Der Motor streikte. Wir mußten warten, was kommt. Es kam ein Ersatz-LKW in Form eines Viehwagens. Beim Umsteigen konnten wir ausmachen, daß wir in der Nähe von Luppä waren. Der Ersatz-LKW brachte uns nach Wurzen zurück. Jetzt waren wir fünf Jungen in einer Zelle. Unsere vorherigen Unterkünfte waren inzwischen schon wieder belegt. Nun konnten wir den ersten Austausch zu den Verhaftungen und Vernehmungen vornehmen. Fast alle Kameraden wurden von Herrn Wallach an die Russen übergeben. Immer stand das Wort Wehrwolf im Mittelpunkt bei allen Vernehmungen und hing wie ein drohendes Schwert über den Köpfen. Kaum einer war bei den Vernehmungen ohne Schläge davongekommen. Jemand hatte herausgehört, daß unsere Fahrt nach Mühlberg gehen sollte. Keiner hatte je zuvor von Mühlberg gehört.

Zwei Tage später, am 13. Oktober, wieder raus aus den Zellen. Aufsteigen auf den bereitgestellten LKW. Die Fahrt ging durch den Badergraben. Einige Kameraden hatten trotz Kontrolle auf kleinen Zetteln ihren Namen geschrieben und daß die Fahrt eventuell nach Mühlberg gehen sollte. Durch einen Schlitz haben sie den Zettel auf die Straße fallen lassen. Trotz großer persönlicher Gefahr haben beherzte Bürger solche Zettel aufgehoben und an die geschriebene Adresse weiter befördert.

Vor dem Tor des Lagers hieß es: Runter vom Fahrzeug! Wieder wurden wir aufgerufen. Dann ging es hinein in die Isolierung von der Außenwelt. Die Ursel Rebhahn kam ins Frauenlager. Die meisten von uns Jungen kamen in die Baracke 2. Andere Kameraden in die Baracke 11.



Lagertor 1945



Heute erinnert nur noch dieser Stein am ehemaligen Haupteingang zum Lager



Baracke 2 - nicht jede Baracke hatte eine Zwischendecke

Unser Barackenältester hieß Zimmermann. Er kam aus Gröditz bei Riesa und war von Hause aus Bauer. In der Baracke waren ringsum in zwei Etagen durchgehende Holzpritschen angeordnet. Jeder erhielt jetzt seinen Platz - etwa 60 Zentimeter - zugewiesen. Nicht viel, obwohl zu dieser Zeit noch reichlich viel Platz auf den Pritschen war. Aber in der Endbelegung sollten schließlich einmal 250 Kameraden in einer Barackenhälfte unterkommen. In der Mitte stand ein gemauerter Ofen mit einem langen Abzug zur Esse. Die ursprünglichen Fenster waren von unten her zu dreiviertel mit Brettern zugenagelt. Die erste Beschäftigung, die wir im eigenen Interesse erledigen sollten, war die Suche nach einem Gefäß, worin man fortan sein Essen empfangen könnte. Als Hinweis von anderen Mitgefangenen dazu: hinter einer Baracke sei eine Müllkippe. Andere und ich fanden ausgediente Ofenkacheln als noch geeignet. Auch Konservendosen erfüllten noch ihren Zweck. Irgend etwas brauchte man schließlich. Da waren die Blechschüsseln im ehemaligen Amtsgericht Wurzen im Vergleich recht golden dagegen. Es gehörte schon eine große Portion Überwindung dazu, dahinein die Suppe füllen zu lassen und schließlich daraus zu essen. Der Selbsterhaltungstrieb ließ uns gar keine andere Möglichkeit. Als Besteck erhielt jeder einen Holzlöffel. Nun gehörten wir zum lebenden Inventar des Lagers und es hieß für uns, einzureihen in den Lageralltag.

Am anderen Morgen, wie auch an jedem folgenden Tag hieß es: Raustreten zum Appell. Wenn die Zahl der angetretenen Kameraden mit der Meldung der Barackenältesten übereinstimmte, wurden Kameraden für die Arbeitskommandos eingeteilt, damit das Lager schnell funktionstüchtig wurde.

Mitte Oktober 1945 waren bereits zwei- bis dreitausend Gefangene im Lager. In den Städten und Dörfern ging die Verhaftungswelle immer weiter. Fast täglich trafen kleinere und auch größere Transporte im Lager ein. Dadurch stieg die Anzahl der Inhaftierten sprunghaft an.

Während des Kriegsgefangenenlagers von 1939 bis 1945 waren die Baracken mit Doppelstockbetten ausgestattet. Das war unübersichtlich und bot zu viele Verstecke, ja sogar Angriffsmöglichkeiten gegen die Bewachung.

Deshalb wurde eine Zimmerkolonne aufgestellt, welche die spezielle Aufgabe hatte, die vorhandenen Baracken nach den russischen Vorstellungen umzubauen. Diese Kolonne wurde von Kamerad Richard Tröger aus Wilkau geleitet. Zu seiner Zimmererbrigade gehörten viele Jugendliche, vor allem aus dem Wurzener Raum. Da er Fachmann war, gab er uns viele gute Hinweise zur Arbeit. Gern hörten wir ihm zu, wenn er uns aus seinem Leben erzählte. Er war Anfang der 30iger Jahre SPD-Landtagsabgeordneter. Da er schon älter war, hätte er unser Vater sein können.

Uns gegenüber war er auch so. Er gab uns viele Ratschläge zum Aushalten und Überleben der Situation, in der wir uns befanden. Einen Satz von ihm habe ich mir eingepägt, der da lautete: "Denkt immer daran, es könnte schlimmer kommen!"

Wenn ich mal einen Tiefpunkt hatte, habe ich oft an diesen Satz denken müssen. Mir hat er auch im weiteren Leben geholfen, vieles leichter zu ertragen. Die Arbeit in dieser Zimmerkolonne hat uns weitgehend ferngehalten von den vielen Lagergerüchten. Durch die vielen Transporte, die täglich ankamen, wurden wir regelrecht getrieben, die Baracken umzubauen. Kaum war eine Baracke fertig, wurde sie schon belegt und eine nächste Baracke war an der Reihe. Die einzigen Bewohner einer solchen Baracke, die uns zunächst unsichtbar, jedoch überfallartig spürbar begrüßten, waren die Sandflöhe. Nicht wir hatten sie, sondern die Flöhe hatten uns! So viele gab es!

Durch den persönlichen Einsatz des Kameraden Tröger bei der Lagerverwaltung war es möglich, daß unsere Zimmererkolonne hin und wieder zu Mittag einen Nachschlag erhielt. Wenn es auch nur Pülpe war. Hauptsache, der Magen wurde gefüllt!

Die später, so etwa ab Mitte November 1945, im Lager eintreffenden Kameraden fanden kaum noch Arbeitsaufgaben. So auch der Kamerad Herbert Naundorf. Er wurde - da sie zu Hause selbst ein Telefon besaßen - am 27. November nachmittags telefonisch zum Gemeindeamt bestellt. Dort erwarteten ihn zwei russische Offiziere. Sie sprachen nur ganz wenig deutsch. Er verstand nur soviel, daß er mit nach Wurzen kommen soll. Da er in Arbeitsachen erschienen war, wollte er sich zu Hause umkleiden. Die Russen waren skeptisch und wollten nicht.

Dann willigten sie unter der Bedingung ein, daß sie mitgehen wollen. Was blieb ihm übrig. So konnte er wenigstens seiner Mutter sagen, daß er mit den Russen mitgehen müsse. Es gab keine Zeit, noch mehr Worte zu wechseln. Was muß in diesem Moment im Inneren seiner Mutter vorgegangen sein? Wurde doch Anfang Mai unter gleichem Vorwand ihr Mann abgeholt. Ihr blieb für die zwanzig Hektar große Bauernwirtschaft nur noch ihr zwölfjähriger Sohn. Sie waren nun völlig auf fremde Hilfe angewiesen.

Im russischen Auto ging die Fahrt mit Herbert Naundorf ab zum ehemaligen Amtsgericht. Dort angekommen, wurde er in eine Einzelzelle eingesperrt. In diesem Moment mußte er an seinen Vater denken, von dem niemand wieder etwas gehört hat. Sollte es ihm nun auch so ergehen? In den folgenden nächtlichen Vernehmungen wurde ihm ebenso wie den anderen Kameraden Wehrwolfverbindung zur Last gelegt. Obwohl er alles mit gutem Gewissen abstreiten konnte, blieb er bei der NKWD.

Am gleichen Tag als Kamerad Naundorf von den Russen abgeholt wurde, trug sich im benachbarten Falkenhain folgendes zu, was wert ist, festgehalten zu werden.

Wie überall in den Dörfern spricht sich jedes Ereignis sehr schnell herum. So auch an jenem 27. November. Horst Oehmischen erfuhr gegen Mittag, daß sein Jugendfreund nach einer Woche NKWD-Haft wieder zu Hause sei. Da er von ihm wissen wollte was mit ihm geschehen sei, ging er zu ihm. Er und seine Mutter sagten nur, daß er darüber nicht sprechen dürfe sonst würde er wieder geholt. Horst Oehmischen ging wieder. Als er zu Hause ankam, saß da schon ein Polizist mit roter Armbinde und erwartete ihn bereits. Nach Feststellung seiner Personalien wurde Horst Oehmischen aufgefordert mitzukommen. Es sei nur eine kurze Vernehmung. Da er sich keiner Schuld bewußt war und nichts Böses ahnte, ging er mit. Zum ehemaligen Rittergut ging es. Dort waren schon vier Jungen. Von drei Polizisten wurden nun diese Jungen nach Wurzen zur Polizeiwa-

che gebracht. Dort angekommen, sagte der verantwortliche "Transportpolizist" Herr Wallach zum Wurzener Polizeichef Jansen: "Hier Max, ich bringe die Jungs von Falkenhain, was machen wir mit denen?" Darauf Herr Jansen: "Die schaffen wir morgen zu den Russen, da sind wir sie los!"

Am anderen Morgen ging es ab zur NKWD. Jeder wurde von allen Seiten fotografiert. Danach wurden bei jedem Fingerabdrücke genommen. Das war auch bei denen der Fall, die schon zuvor diesen Weg gehen mußten.

Die Themen bei den nächtlichen Vernehmungen waren die gleichen, wie bei den anderen Kameraden zuvor. Bei Horst Oehmischen kam noch dazu: er sollte drei Namen nennen, dann könne er wieder nach Hause. Da er keine nannte, mußte er bleiben!

Am 10. Dezember 1945 wurde Horst mit den Kameraden Bielig, Möbius, Naundorf, Janke, Berthold und Garnatz nach Mühlberg transportiert. Im Lager angekommen, wurden sie als "Neue" umringt und gefragt: woher kommt ihr? Wie sieht es draußen aus? In der Baracke 40 fanden sie ihre neue "Heimstadt", wo sie auch ihr erstes fernes Weihnachtsfest erleben mußten.

Da die Arbeitskommandos weitestens besetzt waren, war für sie Langeweile verordnet. Da es weder Radio noch Zeitungen gab, war es besonders für diese Kameraden sehr schwierig, den Tag irgendwie rumzukriegen. Da nun die Zahl der Häftlinge erheblich angestiegen war, dauerten auch die morgendlichen Appelle oft länger als eine Stunde. Das Wetter: Regen, Sonne oder Schnee spielten dabei keine Rolle. Unterbrechung der Langenweile gab es nur noch zu den Mahlzeiten. Einmal im Monat ging es zum Duschen bei gleichzeitiger Entlausung der Kleidung.

Zu diesem Zeitpunkt war die Außenumzäunung noch lückenhaft. Die Wachtürme waren ständig besetzt. Außerhalb des Lagerzaunes liefen ständig Wachposten mit Hunden. Damit war eine Flucht von vornherein mit Lebensgefahr verbunden. Mit großer Intensität waren aus Gefangenen zusammengestellte Arbeitskolonnen beschäftigt, zunächst die Außenumzäunung ausbruchsicher zu machen.

Im Hintergrund der großen herbstlichen Verhaftungswelle, die sich nicht mehr verheimlichen ließ, begannen Angehörige von den zur Befragung Abgeholt mit der Suche nach dem Verbleib derer. Irgendwie war draußen bekannt geworden, daß bei Mühlberg ein Lager sei, wohin man sie gebracht haben könnte. So unternahm immer wieder Männer und auch Frauen den Versuch herauszubekommen, ob ihr Gesuchter sich im Lager von Mühlberg befindet.

Die einzige Möglichkeit war nur, über die wenigen Außenarbeitskommandos Kontakt aufzunehmen.

Zuvor mußten jedoch erst die Wachposten bestochen werden. Das konnte nur mit Schnaps, Uhren, Schmuck etc. erreicht werden. Oft wurde Vorauszahlung getätigt, jedoch die Gegenleistung - an die Arbeitskommandos heranzukommen - blieb meistens versagt. Über das Kalkkommando, das täglich zum Bahnhof Neuburxdorf mit einem Wagen schob, konnten die meisten Suchbitten realisiert werden. Ein Zettel mit dem Namen des gesuchten Angehörigen wurde von den Kameraden des Kalkkommandos ins Lager geschmuggelt, und dort suchte man den Mann oder Jugendlichen. Wurde er gefunden, mußte er sich dann für den kommenden Tag bei einem der Außenkommandos, die Holzstämme aus dem Wald ins Lager trug oder Mauersteine von einem Abbruch schleppen mußte, einreihen. Das konnte jedoch nur geschehen, wenn nach dem täglichen Zählappell ein solches Arbeitskommando zusammengestellt wurde und es dann aus dem Lager durfte. War diese erste Hürde genommen und man war in solch einem Außenkommando untergekommen, mußte man abwarten, welche Situation sich draußen ergab.

Hatte man den Angehörigen aus den vielen Angereisten in der Ferne erkannt, konnte man sich durch Winken oder eventuell Rufen bemerkbar machen.

Eines Tages wurde auch ich gesucht, mein Vater sei da. Ich konnte mit den Steineträgern raus. Als ich meinen Vater auf zirka 100 Meter erkennen konnte, bat ich ihn um Handschuh und eine Jacke, da es schon merklich kalt geworden war. Er hatte es verstanden. Der Wachposten ließ ihn nicht heran. So mußte mein Vater diese Sachen am Wegrand ablegen. Ich hatte Glück. Im Vorbeigehen konnte ich diese Sachen aufheben. In eine Tasche hatte mein Vater noch eine Wurst gesteckt. Ein Winken, daß es geklappt hatte, war auch schon alles.

Als an diesem Tag die Außenkommandos am Lagertor ankamen, war große Kontrolle angesagt. Jeder einzelne wurde untersucht. Schnell habe ich zweimal von der Wurst abgebissen, dann konnten die Kameraden rechts und links von mir noch kosten. Schon waren wir an der Reihe. Die Kontrolleure waren nicht gerade zimperlich. Da sie nichts verdächtiges bei mir gefunden hatten, die Jacke hatte ich an, die Handschuhe auf, hieß es im Laufschrift ab ins Lager.

Von den Kameraden, die noch ein Päckchen hatten, wurde dieses abgenommen und diese Kameraden für einige Tage in den Karzer = Kellergefängnis eingesperrt. Ab diesem Tag gab es keine Möglichkeiten mehr zu derartigen Kontakten mit der Außenwelt über diese Außenkommandos. Nur das Kalk-

kommando zog noch täglich zum Bahnhof Neuburxdorf. Mit diesen Kameraden kamen noch Päckchen, die auf dem Wagen mit Kalk zugedeckt waren, ins Lager. Kurz vor Weihnachten 1945 wurde diese Möglichkeit verstärkt genutzt. Durch irgendwelche Spitzel mußte die russische Lagerkommandantur von den Päckchentransporten erfahren haben. So wurde das gesamte Kalkkommando "auf frischer Tat" am Lagertor abgefangen. Alle mußten für zwei Wochen in den Karzer. Darunter auch die Kameraden Dähne und Geißler aus unserer Gegend. Anfangs konnte man noch durch das ganze Lager gehen. Doch zu Beginn des Jahres 1946 wurde begonnen, das Lager mit Maschendrahtzäunen zu unterteilen. Zonen wurden eingeteilt. Außer besonders berechtigten Kameraden, wie Barackenälteste, Melder, Arbeitskommando usw., durfte keiner mehr in eine andere Zone.

Zu dieser Zeit wurde die "Lagerordnung" immer mehr gestrafft. Besonders schlimm war es, wenn es beim Zählappell zwischen dem Barackenältesten und den Wachposten keine Übereinstimmung gab. Dann waren Stunden keine Seltenheit, wo wir stehen und warten mußten, und das bei jedem Wetter!

Obwohl durch die Arbeit die Möglichkeit gegeben war, hin und wieder einmal Nachschlag in Form von Pülpe zu erhalten, blieb die einseitige Verpflegung nicht ohne Folgen. Diese Lagerernährung brachte es mit sich, daß viele Kameraden von der Ruhr befallen wurden.

Auch ich mußte deshalb ins Lagerlazarett. Nur dem umsichtigen Handeln und der Pflege eines dort als Schwester tätigen Mädels, mit dem Namen Elfriede Hahn, hab ich es zu verdanken, daß ich diese Krankheit überstehen konnte. Viele Kameraden schafften es nicht. Durch die herrschende Unsauberkeit, mangelnde Hygiene, fehlende Seife, kein Kleidungswechsel stieg die Furunkulose im Lager erheblich an. Von diesem Furunkel blieb ich nicht verschont. Ohne Narkose wurde geschnitten. Mit Verbandszeug mußte sehr sparsam umgegangen werden. Gewechselt wurde nur, wenn es durchnäßt war. Die Narben sind geblieben. Eine andere Möglichkeit, der Furunkulose zu begegnen, war die Eigenblutübertragung. Bei mir angewandt, bei einem Schweißdrüsenabszeß. Mir hat es geholfen.

Als das Jahr 1946 allmählich dem Ende zuging, mußten wir beobachten, daß die Anzahl der Kameraden, die täglich das Lager „waagrecht“ verließen, ständig zunahm. Wenn das Beerdigungskommando mit diesen toten Kameraden am Lagertor warten mußten, durfte niemand die Baracke verlassen. Zu dieser Zeit kam auch die Meinung auf, daß man sich ausrechnen könnte, wann man

selbst „so“ das Lager verlassen würde. Besonders hoch war die Anzahl der Toten um Weihnachten und Silvester 1946. Die hohe Sterblichkeit setzte sich auch 1947 fort. In dieser Situation kam im Januar eine große Ärztekommision mit einem Generalarzt ins Lager, um Kameraden, welche sich gesundheitlich noch in guter körperlicher Verfassung befanden, für einen Arbeitseinsatz auszusuchen. Zu diesem Zweck mußten wir unbekleidet in der Baracke antreten. Wenn man an der Reihe war, hieß es kehrt machen, dann bücken, dabei wurden die Gesäßbacken durch den Generalarzt angefaßt und schon war sein Urteil klar. Speziell für die jüngeren Kameraden lautete dies: tauglich für den Arbeitseinsatz, der in der Sowjetunion stattfinden sollte.

Zur gleichen Zeit als die „Musterung“ stattfand, wurden in aller Eile die Baracken 34 - 37 zur Quarantäne vorbereitet. Das heißt, sie wurden von den übrigen Zonen hermetisch abgegrenzt und abgesichert.

Unmittelbar nach Abschluß der Untersuchung durch den Generalarzt hieß es für die als „tauglich“ befundenen Kameraden, in die Quarantänebaracken umzuziehen. Damit galt es, Abschied zu nehmen von den zurückbleibenden Kameraden in eine ungewisse Zukunft. Es gab die Meinung, ob wir nun im Lager kaputt gehen oder vielleicht eine Chance über Rußland wieder einmal lebend nach Hause zu kommen, ist egal. Deshalb gab es unter den "ausgemusterten" Kameraden einige, die die Sterblichkeit richtig - das heißt negativ - einschätzten.

Wonach sie ausrechnen konnten, wann sie selbst waagrecht durch das Lager getragen wurden und demzufolge mit verschiedenen Tricks versuchten, doch noch zu den für den Transport ausgesuchten Kameraden zu gehören. So mischten sich einige Kameraden gleich beim Umquartieren mit unter uns. Andere versuchten zu tauschen, indem sie sich für einen anderen mit hier meldeten. Doch ihr Vorhaben wurde bald entdeckt und sie wurden mit harten Worten in ihre Baracken zurückgejagt.

Während unseres Aufenthaltes in der Quarantäne wurden wir für den Transport aus ehemaligen Wehrmachtsbeständen neu eingekleidet. So erhielten wir gesteppte Tarnkleidung, Bettwäsche, Decken und Pelzmützen (daher der Name "Pelzmützentransport"). Mir hatte der Kamerad Richard Tröger, im Lager Kolonnenführer eines Zimmererkommandos, dem vor allem Jugendliche und auch ich angehörten, einen Holzkoffer mit ausgehöhlten Leisten, als eventuelles Versteck, angefertigt. Es war sein Reiseandenken. Kurzzeitig wurde die Verpflegung für die Quarantänebelegung ein wenig aufgebessert. Schließlich sollten wir zum Arbeitseinsatz nach Rußland. Täglich kochte die Gerüchteküche. Man

wollte schon sehr genau wissen, wann es abgeht und wohin uns die Reise bringen würde. Eines stimmte: Sibirien.

Doch der Gedanke daran ließ uns erschauern, keiner wollte es so richtig wahrhaben. Hatten wir doch mal gehört, daß Sibirien schon immer das Verbannungsgebiet von Rußland gewesen ist.

Dann wurde bekannt, daß auf einem Abstellgleis in Neuburxdorf ein Güterzug für unseren Transport hergerichtet wurde. Wieder gab es Gerüchte. In der Mägengegend bis zum Hals drückte es. Das Essen schmeckte kaum noch! Nun wurde es zur bitteren Gewißheit, der Tag unseres Abtransportes nahte. Allen wurden die Haare abgeschnitten - Glatze! Ich war in unserer Baracke als Dritter dran. Mir war zum Weinen zumute. Als später alle Kameraden ohne Haare waren, haben wir uns gegenseitig getröstet. Unmittelbar vor der Abreise oder auch Verladung mußten wir uns dem "Filzen" unterziehen. In der Mitte der Baracke - bei sehr heller Beleuchtung - hieß es alle Sachen des Gepäcks auf einer Decke ausbreiten, dazu sich völlig entkleiden.

Nun begann ein Spezialkommando, bestehend aus hartgesottenen Wachsoldaten, alle Taschen, Nähte oder sonstigen Versteckmöglichkeiten zu untersuchen, ob nicht verbotene Utensilien - wie Messer, Gabeln Draht, Streichhölzer etc. - versteckt waren.

Ja, sogar Papier und Bleistifte waren verboten. Hatte man nichts gefunden, mußte man sich noch bücken und die Kimme auseinanderziehen. Erst als dort auch nichts sichtbar wurde, mußte man seine sieben Sachen - wie ein Häufchen Unglück - in der Decke nehmen und unter Bewachung in den anderen Barackenteil gehen, um sich reisefertig zu machen.

Eine menschenentwürdigende Prozedur mußten wir über uns ergehen lassen, die uns so recht deutlich machte, daß wir in ihren Augen Schwerverbrecher waren und dementsprechend so behandelt wurden und zu parieren hatten. Die Lage und die Stimmung war gespannt. Es muß die Nacht vom 6. zum 7. Februar 1947 gewesen sein. Als wir aufgerufen wurden, mußte jeder antworten, seine Sachen aufnehmen und vor der Baracke antreten. Dort erwartete uns ein großes Aufgebot von Wachsoldaten mit aufgeflepptem Bajonett und schußbereiten Maschinenpistolen, dazu jede Menge Hunde. Ein Fluchtversuch wäre tödlich gewesen, also völlig aussichtslos! Unter dieser Bewachung rechts und links unseres Zuges ging es zum Bahnhof Neuburxdorf. Besorgte, verängstigte Blicke unter den Barackenfenstern verabschiedeten und begleiteten uns. Sprechen war strikt verboten! Am Zug angekommen, wurden wir wieder aufgerufen, um

dann sofort in den vorbereiteten Waggon zu klettern. Rechts und links im Güterwaggon waren jeweils zwei durchgehende Pritschen als Lagerstätte eingerichtet. Auf dem "Flur" stand ein eiserner Kanonenofen für eventuelle kalte Tage sowie ein Kübel für die Notdurft. Pro Waggon durften wir mit 40 Kameraden Platz nehmen, daß heißt pro Pritsche 10 Mann. Ein kaum zu beschreibendes Gefühl, als die Waggontür hinter dem "Letzten" zugeschoben und verriegelt wurde. Jeder war mit sich beschäftigt. Da es kein Licht gab, war es finster. Wir mußten uns zurecht tasten und einen Pritschenplatz suchen. Die Pritschen bestanden aus einem glatten Bretterbelag ohne Aufleger oder Stroh. Es gab aber auch Waggons, wo die Pritschen Aufleger hatten. Bevor der Zug losfuhr, wurden nochmals die Waggonwände und Böden abgeklopft, daß sich nicht doch ein Brett gelockert haben könnte. Dasselbe geschah mit dem Waggondach. Immer wieder Hundegekläff und Kommandorufe. Ein Pfiff der Lok als Abschied, dann setzte sich der Zug in Bewegung. Fort ging es, aus der unsicheren Heimat in eine unbekante, ungewisse Zukunft.

Wie lange wird es dauern, bis wir zurückkehren dürfen? Keiner kann darauf eine Antwort geben. Wir waren ja nicht verurteilt. Obwohl wir nicht an der Front waren, wir waren die Verlierer des Krieges!

Während der Fahrt mußten die am Rande liegenden Kameraden versuchen, durch ein Schraubenloch oder sonstigen Schlitz zu erspähen, wohin uns die Lok brachte. Riesa konnte als erster Bahnhof ausgemacht werden. Dort wurden auch sicher die Weichen für die weitere Fahrtroute gestellt. Nach weiterer Fahrt hörten wir Hupzeichen, die wie Schiffssirenen klangen. Wir waren nicht an der See, sondern in Frankfurt an der Oder. Drei Tage standen wir in Frankfurt. Mal auf dem, mal auf jenem Gleis. Von polnischer Seite soll es hin und wieder Einwände gegeben haben, "solche" Transporte auf ihren Gleisen nicht durchführen zu lassen, was die Verzögerung erklärte.

Als Verpflegung gab es getrocknetes Kommißbrot (bei uns als Stalinknochen bezeichnet). Bevor es weiterging, wurde die Waggontür geöffnet und zwei Kameraden durften den Waggon verlassen, um von einem gegenüber haltenden Kohlenzug Brikett zu holen oder besser gesagt zu plündern. Wer weiß, wann sich wieder mal eine Gelegenheit dazu bieten würde, Kohle an Bord zu holen. Als wir in Brest-Litowsk eingetroffen waren, wieder längerer Halt. Die Achsen der Waggons mußten von europäischer Normalspur auf russische Breitspurweite ausgewechselt oder umgebaut werden. Bei dieser Maßnahme mußten wir nicht einmal aussteigen.

Dann ging es weiter gen Osten. Wenn der Zug mal auf freier Strecke halten mußte, um auf der eingleisigen Strecke einen entgegenkommenden Zug vorbei zu lassen, konnten die Notdurftkübel geleert werden. Diese Gelegenheit gab es nicht alle Tage. Man mußte sich eben daran gewöhnen. Bei fast jedem Halt wurden die Waggons nach lockeren Brettern abgeklopft. Einen Schreck gab es immer, wenn die Wachposten auf dem Waggondach rumtrampelten.

Warme Verpflegung gab es einmal am Tag, bestehend aus Dörrgemüse und ungeschälten Kartoffeln. Für die Kameraden, die auf dieser Fahrt in den Küchenwaggons für das leibliche Wohl der übrigen "Mitreisenden" zu sorgen hatten, war das eine Leistung, die noch im Nachhinein nicht hoch genug gewürdigt werden kann. Hielt der Zug, mußten die Köche schnell raus aus dem Küchenwaggon und jede Menge Schnee erraffen, der dann aufgetaut als Wasser für das Essen diente.

Doch, wenn beim Schneesammeln plötzlich der Zug losfuhr, begann - so kurios es klingen mag - für die Köche ein Wettlauf, um noch mitfahren zu können. Es ist passiert, daß einige Köche gerade noch auf die Trittbretter des letzten Waggons aufspringen konnten. Fast erfroren konnten sie erst beim nächsten Halt des Zuges aus ihrer Situation befreit werden.

Aufgrund der Tatsache, daß Schnee die einzige Wasserquelle unterwegs war, waren die Köche beim plötzlichen Abbremsen des Zuges bemüht, sofort die Deckel auf die Kochkessel aufzulegen und sich darauf zu setzen, damit auch nicht das geringste Essen verschwappte. Daß es dabei auch Verbrühungen gab, sei nur am Rande bemerkt.

Der Zug legte täglich 100 bis 250 Kilometer auf unserer Weltreise zurück. Je weiter wir nach Osten kamen, um so tiefer sanken die Temperaturen unter den Gefrierpunkt. Nur sehr selten bestand die Möglichkeit, Kohle an Bord zu holen. Frieren wollten wir jedoch auch nicht. In dieser frostigen Situation mußten wir zur Selbsthilfe greifen. Wir waren uns schnell einig. Die Holzpritschen mußten erhalten. Während der Zug fuhr, wurde ein Brett von der Pritsche gelöst, mit jeweils zwei Kameraden wurde solange darauf getreten, bis es völlig zersplittert dem eisernen Ofen übergeben werden konnte. Große Gefahr bestand, wenn plötzlich der Zug hielt und beim Durchzählen noch unsere "Selbsthilfe" entdeckt worden wäre. Wir hatten immer Glück! Wir saßen wie die Hühner auf der Stange, auf den letzten hundert Kilometern unserer Fernostreise. Als wir den Zielbahnhof erreicht hatten, bestand unsere Pritsche aus nur einem Pfosten oben und unten. Während unserer langen Fahrt mußten wir mehrere große Flüsse

überquert haben. Welche? Keiner wußte es. Nun waren wir am Ende der langen Reise. Wie der Ort hieß, konnten wir noch nicht ausmachen. Das erste, was uns auffiel, als unsere Waggontür zum Aussteigen geöffnet wurde, waren riesige Abraumhalden, die mit einem Kohlebergwerk zu tun haben mußten.



Von der Ferne grüßt unsere zukünftige Arbeitsstelle

Dann Schnee, soweit die Augen blicken konnten. Wie hoch dieser lag, konnten wir nicht einschätzen. Die ersten Menschen, die wir sahen, war ein Trauerzug, der von einer Musikkapelle angeführt wurde. War das nun ein gutes oder schlechtes Omen? Wir werden es sicher erfahren oder auch nicht.

Auf dieser zirka 6000 Kilometer langen, etwa sechs Wochen dauernden Fahrt war es nur wenigen Kameraden vergönnt gewesen, den Waggon mal für kurze Zeit zu verlassen. Erst nun, am Ende der Fahrt, war es für alle möglich, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Wir waren richtig steif geworden. Jetzt erschollen wieder die schon bekannten Kommandos. Antreten! Namen wurden aufgerufen! Dann zählen! Die Zahl der Angekommenen mußte scheinbar stimmen, denn bald hieß es: Gepäck aufnehmen und marsch. Unter reichlicher Bewachung setzte sich unsere Gefangenenskolonne in Richtung Lager in Bewegung. Daß wir in Sibirien sein mußten, konnten wir an den hohen Schneemassen erahnen. Der Schnee erschwerte unseren Marsch erheblich. Mit den Worten, da-wei, dawei erreichten wir das Lagertor des Lagers 7503/11. Wieder zählen, zähl-

len! Vom Lager selbst, war nicht viel zu sehen. Während wir das Lager Mühlberg mit hohem Bretterzaun, darüber noch Stacheldraht und Wachtürme in Erinnerung hatten, sahen wir hier nur Holzbuden mit Wachposten. Der sibirische Sturm hatte mit Schnee alles zugeweht. Nach der namentlichen Einteilung, wer in welches Haus einziehen sollte, hieß es, die Schneestufen hinabzusteigen, um dadurch den Hauseingang zu erreichen..

Auf einem Zimmer waren zwölf bis vierzehn Kameraden untergebracht. Die Häuser unseres Lagers waren von einer Siedlung abgegrenzt worden, die zu Beginn des Krieges zum Zwecke der Unterbringung der umgesiedelten Wolgadeutschen errichtet wurden. Die nicht mehr zum Lager gehörenden Häuser waren noch von ehemaligen Wolgadeutschen bewohnt. Diese hatten einen Propusk = Ausweis, mit dem sie sich 150 beziehungsweise 500 Kilometer frei bewegen konnten.

Die Häuser, in denen wir untergebracht waren, bestanden aus Erdgeschoß und 1. Etage mit jeweils vier Zimmern je Etage und Hauseingang. Jedes Haus hatte zwei Eingänge. In jedem Zimmer standen Doppelstockbetten und ein gemauerter Ofen. Mehr gab es nicht. Die Fenster waren mit Doppelfenster versehen oder als Kastenfenster gebaut.

Damit die Kälte besser abgehalten werden konnte, war etwa ein Drittel bis zur Hälfte des Fensterzwischenraumes mit Sägespänen ausgefüllt. Eine Lampe, die immer brannte, zierte die Decke. Einen Schalter dafür gab es nicht. Kameraden konnten später durch Herumbasteln eine Veränderung schaffen.

Im Lager gab es eine Küche mit großem Speiseraum, der mit langen Tisch- und Bankreihen ausgestattet war. Hier war für alle Kameraden die Esseneinnahme vorgesehen. So groß und modern sich das liest, war der Raum jedoch nicht. Denn um eine Kompanie abzuspeisen, waren eine Stunde oder länger notwendig. Unmittelbar an der Küche angrenzend, war noch ein Vorratskeller angelegt. Etwa so: ein breiter Graben war ausgehoben und mit Holz ausgeschlagen worden. Dann wurde eine stabile Balkendecke aufgebracht. Das Ganze wurde anschließend mit Erde überdeckt. Im Sommer war es im Keller sehr kalt. Im Winter holte man das eingelagerte als Tiefkühlkost heraus. Hinter den Wohnhäusern waren die Latrinen gebaut. Diese zu benutzen, war eine akrobatische Sache. Nach einigen Fehlversuchen wurde es geschafft, daß man ohne Zielwasser die Öffnung unter sich traf..

Eine der ersten Anordnungen, die wir zu befolgen hatten, bestand darin, die mitgebrachte Bettwäsche und Unterwäsche abzugeben. Dazu wurde diese Wä-

sche in einen Beutel gesteckt und mit unserem Namen versehen. Wir sollten sie ja mal wieder kriegen.

Unser gesamter Transport wurde fast vollständig in drei Arbeitskompanien eingeteilt. Der Rest der Kameraden wurde für Arbeiten im Lager (Küche usw.) eingesetzt. Alle drei Kompanien mußten im Steinkohlenbergwerk schaffen. Da im Schacht rund um die Uhr gearbeitet werden mußte, wurde zur Unterstützung der Kohlekumpel jeweils eine Kompanie einer Schicht zugeteilt und damit voll in den Schichtrhythmus eingeordnet. Doch bevor es soweit war, hatten wir erst noch zwei Wochen Quarantäne im Lager zu verbringen. Während der Quarantänezeit versuchte man, uns über die Schachtarbeit aufzuklären und uns schmackhaft zu machen auch, daß wir viel Geld (Rubel) verdienen können.

Als deutscher Verantwortlicher den Russen gegenüber wurde ein Kamerad als Lagerleiter bestimmt. Dazu noch ein Dolmetscher. Jede Kompanie hatte einen Kompanieführer ebenfalls mit Dolmetscher. Nach einiger Zeit wurde in unserer Kompanie Gotthard Springer als Kompanieführer eingesetzt, dazu Karl-Heinz Meißner aus Wurzen als Übersetzer. Dieser hatte in Mühlberg bei Trägerdiensten für die russische Küche geholfen und dabei mit dem Erlernen der russischen Sprache begonnen. Später war Kamerad Meißner Lagerdolmetscher. Viele Kameraden und auch ich hatten in Mühlberg und noch am Anfang des sibirischen Aufenthaltes die Meinung, wenn die Russen was wollen, sollen sie doch deutsch mit uns reden. Das änderte sich aber schnell. Spätestens mit der Arbeit im Schacht. Das erste Russisch, was man im Schacht lernt, war das Fluchen. Wer das, ohne zwischendurch Luft holen zu müssen, recht lange und recht "schweinish" brachte, war schon ein großes Stück weiter. Ja, da war man nun mit 18 Jahren fernab der Heimat, in einem großen, fremden Land mit sehr rauhem Klima, wie auf einer glitzekleinen deutschsprechenden Insel. Hier einige russische Worte und wie dies auf deutsch heißt: Es war der erste Sprachschatz, der uns über viele Monate begleitete und geholfen hat.

Tabor - Beil; dawei - schnell; bistre dawei - noch schneller; stoi - halt; rasiereits pa piat - in der Reihe zu fünft ausrichten; Gushat - Essen; Kapušta - Kraut; Kartoschki - Kartoffeln; Chleb - Brot; Maßlo - Butter; Losch - Löffel, Gabel, Messer; Ukle - Kohle; Stoiki - Stempel; Akniwa - Kappe; Läß - Holz; wosmidje - nimm; Baltuschka - Hammer; Lampata - Schaufel.

Noch bevor die Quarantäne zu Ende ging - später wiederholte sich das in regelmäßigen Abständen - wurden wir vorbeugend gegen Krankheiten geimpft. Auf alle Fälle eine gute Sache für jeden einzelnen von uns. Wer jedoch diese Impfak-

tion so, wie sie durchgeführt wurde, über sich ergehen lassen mußte, wird das nicht so gleich vergessen. Es hieß antreten, Oberkörper freimachen. Einmal wurden wir in die Schulter geimpft, das nächste mal in die Brust. Das bißchen Fleisch, was man an der zu impfenden Stelle hatte, wurde zwischen zwei Finger genommen und hinein mit der Nadel. Wenn das so geklappt hätte, wäre jeder froh gewesen. Meistens aber waren zwei bis drei Versuche nötig, ehe gespritzt werden konnte.

Sicher spielte der Mangel von medizinischen Utensilien eine wichtige Rolle dabei. Wenn jedoch bis zu 50 Kameraden mit einer Nadel gestochen wurden, war das schon mehr wie eine Strapaze, abgesehen von der Hygiene. Uns hat sicher die Spritze vor übertragbaren Krankheiten bewahrt, wie sie bei Menschenkonzentrationen in Lagern auftreten können. Als Folge von solchen Spritzaktionen hatten wir drei Tage lang entweder auf dem Rücken einen Ast oder eine Brust wie eine Frau. Wenn diese Impfaktion während der Schachtarbeit geschah, war das oft eine sehr schmerzhaft Angelegenheit. Vor allem die Holzschlepper waren davon hart betroffen, wenn sie Stämme - 3 Meter lang - durch niedrige Stollen (Gänge) ziehen mußten.

Nun rückte der Tag heran, es war Mitte April 1947, wo es durch unsere Arbeitskraft galt, für durch die Wehrmacht während des Krieges entstandenen Schaden, Wiedergutmachung zu leisten.

Die Kompanie, die zur ersten Schicht in den Schacht einfahren mußte, wurde drei Uhr morgens geweckt und zum Frühstück gerufen. Noch schlaftrunken torkelten wir zur Küche. Bis alle gegessen hatten, verging reichlich eine Stunde. Anschließend, etwa 4.30 Uhr war Abmarsch zum Schacht. Ab sechs Uhr hieß es umkleiden. Wir bekamen als Schachtkleidung Arbeitshose, Arbeitsjacke, Gummigaloschen sowie einen Schutzhelm, an dem dann die Grubenlampe befestigt werden sollte. Strümpfe gab es keine. Um jedoch nicht mit nackten Füßen in den Gummigaloschen die ganze Schicht auszuhalten, mußte sich jeder - woher auch immer - Fußlappen versorgen, die dann mit Draht oder Bindfaden befestigt wurden.

Die sogenannten saubereren Sachen oder Straßenkleidung wurden als zusammengerolltes Bündel an einer Kette hochgezogen oder in ein Regal gelegt. Danach erfolgte die Zuordnung der Kameraden zu den jeweiligen Abschnitten bzw. Kohlerevieren.. Keiner wußte, was noch so alles bevorstand und auf uns zukommen würde. Die meisten Kameraden wurden entweder zum Kohle schaufeln oder zum Holzschleppen eingeteilt. Ein russischer Kohlekumpel nahm uns

mit. Zunächst mußten wir die Grubenlampe in Empfang nehmen. Sie bestand aus einer plombierten Akkubatterie, die an einem Gürtel getragen wurde, man mußte aber erst einen haben. Dann war noch die Lampe, die mittels Kabel von der Batterie zum Helm geführt und dort in eine Halterung gesteckt wurde.

Desweiteren erhielt jeder Kohlekumpel eine Kontrollmarke mit seiner persönlichen Nummer. Die von mir lautete 29090 und von Horst Kämmel 42195. Um eine Kontrolle zu haben, wer in den Schacht eingefahren ist, mußte man diese vor dem Betreten des Schachtkorbes in einen Kasten werfen. Nach der Ausfahrt aus dem Schacht, das heißt nach Schichtende, konnte man dann an einem bestimmten Schalter - nach Abgabe der Batterie (diese wurde bis zum nächsten Tag wieder aufgeladen) - seine Nummer wieder in Empfang nehmen. Das war gleichzeitig die Kontrolle, wer sich noch im Schacht befindet.

Nun war es soweit. Es war gegen sieben Uhr. Über Lautsprecher wurde zur Einfahrt in den Schacht aufgerufen. Großes Gedränge im Gang. Wir mußten mächtig auf uns aufpassen, daß wir uns nicht verlieren. Jetzt waren wir an der Reihe, den Korb, der uns in die Tiefe bringen sollte, zu besteigen. Mit voller Wucht wurden wir von hinten in den Korb geschoben und dort zusammengepfercht. Dann drückten drei Männer die letzten Kumpel mit viel Kraftanstrengung in den Korb, und die Verriegelung wurde von außen geschlossen. Nur die Beine und Köpfe waren zu sehen. Umfallen konnte keiner. Ein Glockenzeichen ertönte, und schon sauste der Korb hinunter, ohne Rücksicht darauf, daß sich unter den einfahrenden Kumpels Neulinge befanden. Auf der ersten Sohle in 147 Meter Tiefe angekommen, stiegen die ersten Kumpels aus. Auch wir. Vor dem Korb hieß es sammeln. Noch brannten einige elektrische Lampen. An den Schildern konnten wir ablesen, daß die elektrische Ausrüstung von Siemens war. Kaum, daß wir einige Meter den Hauptstollen entlang gelaufen waren, tat sich vor uns eine neue Welt auf: absolute Finsternis!

Wir mußten ganz dicht hintereinander bleiben, auch in der Angst, daß wir uns dann verlaufen könnten. Hinweisschilder, wohin die Strecke führt, gab es nicht. Wielange wir so gelaufen waren, konnten wir nicht einschätzen. Uns jedenfalls erschien es unendlich weit. Doch dann hatten wir die erste Etappe erreicht. Vor uns stand ein Waggon mit Holz beladen. Uns wurde mit Handzeichen und sonstigen Bewegungen unmißverständlich angedeutet, daß jeder entweder einen Stempel (Holzstamm) oder einen Stapel Bretter (meistens fünf Stück) zu schleppen hatte. Dann hieß es: Daweidja, Läß daskei!“ = Holz transportieren. Dazu erhielt man einen eisernen Haken, welcher an jeder Seite einen nach innen ge-

krümmten Bogen hatte. Ein Bogen davon war angespitzt, womit man in den zu schleppenden Holzstamm einhaken konnte. Da das Holz oft noch grün oder naß war, hielt der Haken beim Schleppen. Anderes dagegen im Winter. Wenn das Holz hart gefroren war, dann war mit dem Haken nichts anzufangen.

In dieser Situation und auch beim Bretterschleppen, wurde ein dünnes Stahlseil gebraucht. Mit solchem Stahlseil konnte man das Holz anschlingen und hinter sich herziehen. Die Strecken, die wir nun mit dem Holz zu bewältigen hatten, waren von unterschiedlicher Durchgangshöhe. Erst ging es im aufrechten Gang, dann in gebückter Haltung. Schließlich gab es noch Abschnitte, die nur im Kriechen zu überwinden waren. Oft waren die Löcher - anderes konnte man solche zusammengedrückten Streckenabschnitte nicht bezeichnen - nur so hoch, daß man gerade selbst durchkriechen konnte. Oft blieb man dabei mit dem Batteriekasten hängen. Da gab es Angstzustände. Aber das Holz mußte dennoch durchgezogen werden und das möglichst schnell. Vor Ort - ob nun im Streckenvortrieb oder im Abbau - wurde das Holz dringend zum Ausbau gebraucht. Eine Schicht dauerte acht Stunden. In dieser Zeit mußten wir - je nachdem, wie weit die Strecke war - zwei bis sechs mal Holz schleppen.

Um 16.00 Uhr war die Schicht beendet. Endlich ging es in Richtung Förderkorb. Als man auf der Hauptstrecke war merkte man, daß andere Kumpel das gleiche Ziel hatten. Im Förderschacht angekommen, war dort ein großes Gedränge. Noch verrückter als bei der Einfahrt. Jeder wollte zuerst nach oben.

Die Auffahrt ging dann wieder sehr schnell. Nun galt es, den richtigen Schalter zu finden, die Batterie abzugeben und die persönliche Nummer zu nennen. Dann konnte man zum Umkleideraum gehen, der sich unmittelbar neben dem Waschraum befand. Wenn man Glück hatte, lief schon das Wasser. Es gab vier Waschräume, die in einer Reihe hintereinander angeordnet waren. Der erste war den Frauen (Russen und Wolgadeutschen) vorbehalten. Der zweite Raum war für uns. Das war ein großer Vorteil, denn die Wasserleitung für die Duschen wurde von einer zentralen Stelle aufgedreht. War wenig Druck auf der Leitung, lief im letzten und manchmal sogar im vorletzten Waschraum kaum oder kein Wasser. Der nächste Raum war für die japanischen Kriegsgefangenen vorgesehen. Der letzte Waschraum gehörte den Russen. Sie hatten dann auch des öfteren Wassermangel. Doch davon später. Nachdem wir mit dem Duschen fertig waren und uns umgekleidet hatten, mußten wir in der Vorhalle warten, bis sich wieder alle eingefunden hatten. Das dauerte in den ersten Tagen und Wochen sehr lange. Oft sind wir beim Warten eingeschlafen. Als schließlich alle ausgefahren,

geduscht und umgezogen waren, hieß es antreten und zählen. Immer fünf Mann in der Reihe, anderes konnte man wahrscheinlich nicht rechnen. Anfangs waren wir vor 20.00 Uhr kaum im Lager. Dann schnell essen und schlafen. Der Tag war ja mehr als lang, die Nacht um so kürzer. Dazu die ungewöhnlichen Essenszeiten. Wir mußten uns darauf einstellen. Je eher, um so besser für uns! Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier. Oder auch nicht. Das zeigte sich in Kürze. Es gab viele Kameraden, die diesem Streß nicht gewachsen waren. Die Ausfälle waren entsprechend hoch, besonders bei den etwas älteren Kameraden. Viele wurden im Verlauf der folgenden Monate durch die Ärztin für den Schacht untauglich, das heißt O.K. oder Disdrophy geschrieben. Essen gab es für die Schachtkompanien zweimal am Tag. Einmal vor dem Abmarsch zum Schacht, das nächste Mal nach der Rückkehr. Als Verpflegung gab es 3/4 Liter warme Suppe je Mahlzeit. Dazu pro Tag für Schachtieure 970 Gramm Brot bei Normerfüllung. Bei Normüberbietung gab es zusätzlich 100 Gramm Brot. Für die Kameraden, die nicht im Schacht arbeiteten, also im Lager eine Beschäftigung hatten, gab es 670 Gramm Brot am Tag. Der Speiseplan hatte periodischen Charakter. Das heißt, er war für Wochen oder gar Monate gültig. So standen auf der Speisekarte entweder Graupen oder Kartoffelsuppe oder Kapušta (Kraut). Zur Aufbesserung des Küchenplanes wurden im Juli - August unsere O.K.-Kameraden losgeschickt, um Brennesseln zu sammeln, die, als Spinat zubereitet, doch eine willkommene Ergänzung waren. Bei diesen Sammelaktionen wurden auch Fichten- bzw. Kiefernadeln zusammengetragen, im Lager gewaschen, um dann als ausgepreßte und verdünnte Masse den Kameraden als Getränk anzubieten. Überhaupt waren die Köche, trotz geringer Möglichkeiten bemüht, die drei Periodengerichte immer mal in anderer Form anzubieten. Desweiteren wurde aus eingeweichtem Brot „Quas“ hergestellt. Dieses Getränk gab es jedoch nur gegen Bezahlung.

Als weitere Ergänzung zum Speiseplan wurde Kolbakraut gedämpft, und als Beilage oder Kompott gereicht. Einmal wurde sogar Pansenfleisch als Sonderzuteilung 125 Gramm ausgegeben. Aber zu genießen war es fast nicht.

Nachdem wir eine Woche erste Schicht (Tagschicht) hinter uns hatten und wir das Tageslicht nicht gesehen haben, stand uns der erste Schichtwechsel bevor. Es gab einen kurzen und einen langen Wechsel, von den Ruhepausenzwischen den Schichten gerechnet. Wir kamen in die dritte Schicht. Das bedeutete kurzer Wechsel. Die Arbeitszeit ging dann von 24.00 bis 8.00 Uhr. Für diesen kurzen Wechsel brauchten wir uns nicht zu waschen, da die Zeit für den Rückmarsch

ins Lager kaum ausgereicht hätte, um nach dem Essen wieder pünktlich im Schacht zu sein. Deshalb wurde uns vom Lager das Essen in den Schacht gebracht. Nach dem Verzehr suchte sich jeder eine Ecke, um vielleicht zu schlafen. Das war im Umkleideraum oder auf einer Bank in der Dusche. Nur warm sollte es sein. Es war jedoch nur ein Schlummern. Denn es dauerte nicht lange, wie gerädert war man als nach vier bis fünf Stunden wieder zur Einfahrt in den Schacht gerufen wurde. Das war immer - auch bei den russischen Kohlekumpeln - der sehr verhaßte Schichtwechsel.

Während der dann folgenden Schicht war die Arbeitsleistung nicht besonders. Irgendwie in der Hälfte der Schicht war ein absoluter Tiefpunkt. Jeder war froh, wenn die Zeit endlich geschafft war. Wir schlichen förmlich zum Förderkorb, um auszufahren. Mehr schleppend als zu laufen ging es zum Lager. Übermüdet, fast kraftlos ging es zum Essen. Dann tiefer Schlaf.

Der Körper mußte sich nun wieder auf einen anderen Tageablauf umstellen. Der lange Schichtwechsel war dagegen wie ein Ruhetag. Nur ganz allmählich schafften wir es, schneller aus dem Schacht auszufahren. Damit wurde die Abwesenheit vom Lager verkürzt, und eine längere Schlafzeit stand zur Verfügung. Nachdem wir weitere Schichtwechsel hinter uns hatten, kamen wir mit dem Lagerleben und dem Arbeitsablauf im Schacht zurecht. Die Stärke der Kompanien, die zur Arbeit in den Schacht einfuhren, schmolz weiter zusammen.

Inzwischen war Ende Mai erreicht. Die Sonne bekam zunehmend Kraft, den meterhohen Schnee tauen zu lassen. Es dauerte nicht lange, da war der Stacheldraht zu sehen und der Bretterzaun kam zum Vorschein. Damit innerhalb des Lagers der Schnee schneller wegtauen konnte, wurde dieser locker gehackt und breit geworfen. Die Übergangszeit - Frühling - wie bei uns zu Hause, scheint es in Sibirien nicht zu geben. Alles ging sehr schnell. Wir merkten es besonders auf dem Marsch zum Schacht. Der Weg bestand sehr bald nur aus Schlamm. Wenn, trotz Drohung der Wachposten den Weg nicht zu verlassen, dieser unpassierbar war, wurde daneben ein anderer Weg getrampelt. Das wiederholte sich dann noch ein- bis zweimal. Fläche war ja genügend da.

Da nun das Tageslicht länger wurde, konnten wir die Umgebung während unseres Marsches bis zum Schacht betrachten. Neben einigen wenigen Häusern, die neben dem Erdgeschoß noch eine Etage hatten, gab es fast ausschließlich nur Blockhäuser mit sehr kleinen Fenstern. Meistens war daneben noch ein Holzschuppen. Als es langsam wärmer wurde, guckte aus manchem solcher Schuppen eine Kuh heraus.



Hier war ehemals ein Schlammweg

Wenige Tage nachdem der Schnee gerade weg war, setzte schon die Vegetation ein. Wir waren auf dem Weg zum Schacht. Plötzlich ein seltsamer Anblick. Uns kam ein Hirte entgegen und blies in sein Horn. Da öffneten sich die Türen und die Kühe schlossen sich dem Hirten gemächlichen Schrittes an, um das frische Grün auf der Weide zu genießen. Am späten Nachmittag, wenn wir von der Schachtarbeit auf dem Heimweg waren, kamen uns die Kühe, vom Hirten angeführt, wieder entgegen. Wir waren recht erstaunt, daß jede Kuh wußte, in welchen Schuppen sie wieder einkehren konnte.

Etwa Anfang Juni war es soweit, daß man uns Deutschen einen eigenen Abschnitt, und zwar die Nummer 23, zum Kohleabbau übertrug. Für diejenigen Kameraden, die dort arbeiten durften, war es was Besonderes. Wir sollten beweisen, daß wir in einem eigenen Revier die Norm erfüllen konnten. Bisher hatten das nur wenige Kameraden geschafft. Mir wurde in diesem Abschnitt 23 die Aufgabe eines Borilshik = Bohrer übertragen. Als solcher mußte ich mit als erster in den Schacht einfahren. Der Aufruf aus dem Lautsprecher lautete: Sabalsshiki i Borilshiki i Vendilazia = Sprengmeister und Bohrer und Kontrolleure des Gasgehaltes in den Strecken, gehen Sie zur Schachteinfahrt. Ausgerüstet mit Bohrmaschine und Bohrstange ging es der neuen Arbeit zu. Der Abschnitt, den man uns übertragen hatte, machte dem Wort Steinkohle alle Ehre. Die Kohle war härter als hart. Unter Anleitung hatte ich bald heraus, wie gebohrt werden mußte.

Ich konnte mich anstrengen wie ich wollte, mehr als 80 Prozent der Norm schaffte ich nicht. Das Laden der Bohrlöcher, sowie die Sprengung selbst durfte nur von russischen Kohlekumpeln ausgeführt werden. Vom Sprengmeister wurde die Norm immer überboten. Die übrigen Kameraden mußten mit der Picke (Hakke) den Rest, der bei der Sprengung nicht gekommen war, loshacken. Dann galt es, die Kohle auf die Schüttelrutsche zu schaufeln. Die Schüttelrutsche bestand aus einem elektrischen Antrieb und zirka zwei Metern langen Blechtrögen, die je nach Bedarf aneinander gereiht wurden. Mittels Ketten waren sie an den Absteifungen befestigt. Zur Bedienung des Motors der Rutsche wurde uns eine Maschinistin zugeteilt. Die Rutsche förderte die Kohle in einen Fallschacht. Auf der Strecke waren dann Kameraden damit beschäftigt, Waggons für die Kohle zu organisieren und sie damit zu befüllen.

Da die einzelnen Reviere nur nach der geförderten Kohle abgerechnet wurden, erhielt jedes Revier eine Anzahl Blechmarken mit der entsprechenden Abschnittsnummer - unsere war die 23, die in den Waggon eingehängt wurden. Dafür waren die Kameraden zuständig, die die Waggons füllen mußten. Sie mußten auch dafür sorgen, daß die Waggons von der elektrischen Grubenlok abgeholt wurden. Wichtig war für sie, auch darauf zu achten, daß die Waggons nicht entgleisten. Denn derjenige, dem dieses Unglück passierte, mußte dafür sorgen, daß der Waggon wieder auf das Gleis gestellt wurde und das, bis die Lok kam.

Ein Waggon faßte 2 Tonnen Kohle. Andernfalls wäre eine Anrechnung nicht möglich gewesen. Es ergab sich aber hin und wieder, daß die Anzahl der beladenen Waggons mit den dann abgerechneten nicht übereinstimmte. Es dauerte lange, bis wir dahinter kamen, wo die Ursache zu finden war.

Das war so: die Zeit, wo die Waggons für die Abholung bereitstanden und warten mußten, nutzten "Andere", um die eingehängten Marken auszutauschen. Bei schlechter Förderung mußten auch wir zu dieser Lösung greifen. Ein Dauergebrauch war es nicht, aber der Hunger schmerzt. Schließlich wollten wir unser Normbrot essen. Beim Austausch der Waggonmarken war größte Vorsicht geboten. Erwischen lassen durften sich die Kameraden nicht, es hätte sehr böse ausgehen können, denn im Schacht ist es überall finster.

Für die Absteifung bzw. Verbau der abgebauten Kohle waren die Hauer zuständig. Das Holz dazu mußten zuvor die deutschen Holzschlepper heranbringen. Aber weiß der Kuckuck. Und das passierte oft! Wenn unsere Kameraden Holz holen wollten, war es schon alle oder es saßen schon Holzschlepper aus ande-

ren Abschnitten darauf, nur um eine Verschnaufpause zu machen und zu sichern, daß es ihnen nicht auch so ergeht, wie unserem Abschnitt. Einige Schichten ging demzufolge der Kohleabbau im deutschen Abschnitt auch ohne abzusteifen voran. Die Kohle mußte zwar mehrfach geschaufelt werden bis zur Schüttelrut- sche, aber was solls! Wir mußten ja Kohle bringen, und die stand hoch im Kurs. Die Gefahr, in die wir uns selbst und gleichzeitig viele Kumpel im Schacht mit unserer "Abbaumethode" damit gebracht hatten, war uns damals gar nicht be- wußt gewesen. Erst als ein Abbauingenieur auftauchte, wurde die Kohleförde- rung aus unserem Abschnitt sofort eingestellt. In großer Eile wurde Holz zum Verbau herangeschafft, und im Wettlauf mit der Zeit wurde abgesteift.

Zum Glück kein Unfall. Aber für unseren zuständigen Meister war das nicht spur- los vorübergegangen. Er mußte für einen Monat wieder selbst in der Praxis ar- beiten und wurde dazu anschließend in einen anderen Abschnitt versetzt. Für uns bedeutete dieses "Glück", daß nichts passiert war, auch das Ende eines eigen- en Abbauabschnittes. Wir wurden wieder auf andere Abschnitte aufgeteilt. Ich wurde zwei russischen Hauern (das sind Kohlekumpel), die mit der Hacke Koh- le in der Strecke abhacken zum Kohle schaufeln zugeteilt. Ob nun bei dem Streckenvortrieb oder bei der Streckenreparatur, überall gab es die Norm zu erfüllen. Und das war hart!

Bereits, wenn wir zu Schichtbeginn am Schachttor angekommen waren, wuß- ten wir, wie die Normerfüllung des gesamten Schachtes war. Hatte der gesamte



Der Stern auf dem Turm verkündete die Planerfüllung.

Schacht 100 Prozent gebracht, leuchtete der rote Stern auf dem Förderturm. Es gab aber auch viele Tage, wo der Strom für den Stern, wegen Nichterfüllung des Planes gespart werden konnte. Das war dann immer Gelegenheit, eine kri- tische Versammlung mit den russischen Kohlekumpeln - allen voran die Kom- somolzen - vor Schichtbeginn durchzuführen. Im Ergebnis daraus waren wir Deutschen "Fritze" und "Faschisten". Nach einigen Tagen hatte sich das gelegt und der normale Tagesablauf trat wieder ein.

Inzwischen hatte sich die Anzahl der Kameraden, die in den Schacht einfuhren, weiter verringert. Die nunmehr "harten" Kumpel erhielten fortan einen freien Arbeitstag, der vom jeweiligen Meister festgelegt wurde. Mein freier Tag war nunmehr der Freitag, egal ob erste, zweite oder dritte Schicht. An diesem freien Tag war dann Lagerarbeit angesagt. Es wurde immer für Beschäftigung gesorgt. Ich nutzte meine Freischicht auch damit, einmal von den Wanzen unbelästigt zu sein. Deshalb legte ich mich in ein Bett schlafen, wo sonst ein Kamerad schlief, den die Wanzen nicht wollten. Aber weit gefehlt. Die Wanzen hatten mich so lieb, daß sie hinterher kamen. Hinter meinem Bett sah die Wand aus wie eine Landkarte. Der Geruch von den zerdrückten Wanzen war ekelhaft. Während der heißen Sommertage haben wir, um den Wanzen ein Schnippchen zu schla- gen, gleich mal im Freien geschlafen. Es wurde dann zweimal im Jahr eine Bekämpfungsaktion gestartet, um die Wanzenplage einzudämmen. Dazu muß- ten die Kameraden der Freischicht, wie vom Lagerchef angewiesen, alle Betten einer Stube auseinandernehmen, um dann auf dem Lagerhof alle Ritzen auszu- brennen. Ein recht penetranter Gestank umgab uns dabei. Für eine gewisse Zeit hatten wir dann Ruhe vor den Wanzen. Bei dieser Gelegenheit wurde gleich die Stube geweißt. Ein Stock mit einem Stück Sack oder Lappen umwickelt, das war der Pinsel. Es ging mehr schlecht wie recht. Hauptsache, die durch die an der Wand zerdrückten Wanzen entstandene Landkarte verschwand und damit auch der eigenartige Wanzengeruch. Wenigstens wurde so der freie Tag sinnvoll ge- nutzt.

Nach geraumer Zeit - als man sich immer so auf den freien Tag gefreut hatte - Schachtarbeit war ja kein Zuckerlecken - hatte man in der Sowjetzone den rus- sischen Arbeitshelden Stachanow zum Vorbild genommen und ein Deutscher namens Hennecke überbot seine Norm im Schacht mit 387 %. Das war nunmehr der Anlaß für die Lagerleitung, uns zu hohen Leistungen aufzufordern. Als das wenig half - da wir ja davon abhängig waren - was der russische Meister uns angerechnet hatte - fiel der frei Tag weg, und wir mußten Sonderschichten lei-

sten. Für die russischen Kohlekumpel, dabei wurden wir Deutschen mit einbezogen, waren die staatlichen Feiertage immer wieder Anlaß, zu Höchstleistungen aufzufordern. Wenn man nun gemeinsam mit aktiven Russen arbeiten mußte, war solch eine Schicht eine Strapaze, und man war froh, wenn die acht Stunden Arbeitszeit zu Ende ging.

Der Rückmarsch zum Lager war nach solchen Hochleistungsschichten meist nur ein Schleichen. Todmüde fielen wir dann ins Bett. Schlimm war es, wenn dann, ausgerechnet nach solcher Schicht, für das gesamte Lager zum Zählappell aufgefordert wurde. Erst als alle Kompanien bzw. Arbeitskommandos "echt" gezählt waren und die gemeldete mit der gezählten Zahl im Lager insgesamt stimmte, konnten wir wieder wegtreten. Diese Zählappelle geschahen in unregelmäßigen Abständen und zu unterschiedlichsten Tageszeiten.

Neben diesem harten Lagerleben wurde uns natürlich "Kultura" nahegebracht. Neben den obligatorischen Versammlungen gab es die Antifa-Schulungen. Systematisch wurden wir darüber belehrt, wie schlecht und böse der deutsche Kapitalismus - insbesondere das Hitlerregime - sei. Ganz besonders wurden die Verwüstungen und Schäden, die im Krieg durch die Wehrmacht dem russischen Volk zugefügt wurden, uns ständig vorgehalten. Deshalb seien wir auch hier, Wiedergutmachung zu leisten und Reparationen zu bringen. Im Gegensatz dazu das Sowjetvolk, welches angetreten sei, den Kapitalismus zu besiegen. Regelmäßig wurden dazu Seminare durchgeführt. Zum Aufschreiben wurde Papier von aufgetrennten Zementsäcken bereitgestellt. Außer unserem Lager gab es noch weitere Kriegsgefangenenlager in der Umgebung, wo Deutsche gefangen gehalten wurden. So gab es ein Frauenlager - dazu später mehr - sowie noch Kriegsgefangenenlager. Dort war auch eine Gruppe vom Nationalkomitee "Freies Deutschland" untergebracht.

Die Kameraden des Kriegsgefangenenlagers waren schon längere Zeit dort. Folglich hatten sie sich schon gewisse Freiheiten erarbeitet. Einige Kameraden hatten sich zu einem Filmvorführteam qualifiziert. In Abständen erschien dieses Team bei uns im Lager. Als Leinwand diente ein weißer Hausgiebel. Gezeigt wurden uns folgende Filme: Der weiße Traum - Die Frau meiner Träume - Das Lied von Sibirien - Die Buntkarierten - Die Rächer von Eldorado.

Nach dem zuletzt gezeigten Film wurde die Vorführungsgruppe eingesperrt. Filme waren von nun an für immer vom Kulturprogramm gestrichen. Trotz dieses Vorkommnisses ging die Schachtarbeit unverändert weiter. Kamerad Naundorf arbeitete von Beginn seiner Schachtarbeit im Abschnitt 6. Nachdem

die Kumpel dieses Abschnittes bei der Kohleförderung aus der zweiten Sohle - 227 Meter tief - mit guten Ergebnissen beim Kohleabbau aufwarten konnten, wurde diese Abteilung in einen neuen Abschnitt auf die dritte Sohle - 336 Meter tief - verlegt. Gegenüber den Temperaturen auf der ersten Sohle, wo in den Lüftungsschächten bei 147 Metern sogar Eiszapfen hingen, konnten die Kohlekumpel auf der dritten Sohle jetzt mit freiem Oberkörper arbeiten. In diesem Abschnitt war zwischen den russischen und deutschen Arbeitern von Anfang an ein relativ gutes Verhältnis entstanden. Zur Kohleförderung wurde hier ein schräger Tunnel nach unten ausgebaut und mit einem Doppelgleis versehen. Eine Seilzuganlage diente dazu, leere Waggons herunterzulassen und gleichzeitig einen mit Kohle gefüllten nach oben zu bringen. Gemeinsam mit dem Kameraden Roland Steinbach hatte Herbert Naundorf die Aufgabe, die vollen Waggons zur Schrägförderung heranzuschieben und leere Waggons zur Befüllung zu bringen. Die Verständigung mit der Motoristin am Aufzug geschah durch eine Signalanlage. Während die Seilanlage im Betrieb war, konnten sie in einer Nische, die seitlich des Aufzuges eingehauen und mit Holz gesichert war, Schutz vor eventuellen Havarien wie herabrollenden Waggons suchen. In dieser Nische konnten die Kameraden auch mal kurz verschnaufen. Im Schichtverlauf von acht Stunden war ansonsten keine Pause vorgesehen, denn ein Gefangener wie wir hatte sowieso keine Pausenbrote. Woher auch? Da dieser Abschnitt noch weiter erschlossen wurde, mußten die vom Streckenvortrieb anfallenden Steine in gefüllten Waggons mit dem Seilaufzug nach oben gefördert werden. Die mit Steingeröll beladenen Waggons wurden bis in die Nähe des Aufzuges durch ein Pferd herangezogen. Der Kutscher war ein ehemaliger Wolgadeutscher.

Von Beginn seiner Schachtstätigkeit war der Kamerad Horst Kämmel dem Abschnitt RWU = Reparaturabschnitt zugeteilt. Die Arbeitsaufgaben dieser RWU-Abteilung reichten von der Schachtabtäufung über Hauptstreckenvortrieb bis zum Bau von Lüftungsschächten. Später kamen noch die Reparatur bzw. Instandhaltung der Hauptstrecken dazu. Die in diesem Bereich tätigen Arbeiter waren sehr erfahrene Kumpel. Sie arbeiteten sehr hart und verdienten auch entsprechend. Zuerst wurde Horst einer Brigade, die mit dem Schachtvortrieb senkrecht nach unten tätig war, zugeteilt. Mit Bohrgeräten wurden Löcher für die Sprengung vorbereitet. Wenn sich die Staubwolken nach der Sprengung verzogen hatten, mußte Horst Kämmel Gesteinsbrocken in den Aufzug laden. Inzwischen gingen die russischen Kumpel mit schweren Preßlufthämmern dar-

an, die Wände von Gesteinsresten zu säubern, die bei der Sprengung stehen geblieben waren. Zu große Brocken mußten noch zerkleinert werden, damit sie verladen werden konnten. Bei dieser Arbeit war der Einsatz eines Kranes nicht machbar. Äußerste Vorsicht war bei der Bewegung der messerscharfen Steine geboten. Erschwerend kam hinzu, daß durch ständige Feuchtigkeit immer Rutschgefahr bestand. Als Kamerad Kämmel sich allmählich an die Arbeit und die Kumpel gewöhnt hatte, wurde er einer Brigade zugeteilt, die von unten her senkrecht nach oben den Hauptschacht bauen mußte. Hier fielen die gelösten Steine von allein nach unten. Die Gefahr sich zu verletzen bzw. zu schaden zu kommen, war bei dieser Vortriebsmethode wesentlich größer. Hier mußte Horst vorwiegend Holz nach oben bringen, damit die Rüstung ständig erweitert werden konnte.

Nach reichlich einem Jahr Erfahrung im Schacht wurde Kamerad Kämmel innerhalb des RWU beauftragt, gemeinsam mit einem russischen Kumpel einen Lüftungsschacht senkrecht nach oben neu anzulegen. Wieder mußte er Holz schleppen und den Schacht mit ausbauen. Obwohl die Hölzer nur 1,20 Meter lang waren, war es schon eine Quälerei, das Holzteil nach oben zu bringen. Der russische Kumpel war ein Kulak, also auch ein Gefangener, fast so wie wir. Über seine Vergangenheit wollte er nicht sprechen. Das nicht gut! War die Antwort. In seinem Gesicht war Zorn zu erkennen.

Inzwischen ging der Monat August zu Ende und der September begann. Sehr schnell waren die heißen Temperaturen von den Tagen zuvor vorüber. Es gab den ersten Nachtfrost. Aus diesem Grund wurde vom Rayon-Sowjet in der Stadt angewiesen, daß alle öffentlichen Dienstleistungsbetriebe und auch Verkaufsstellen zu schließen sind, um in der Landwirtschaft zu helfen. Um die schwierige Situation in der sibirischen Landwirtschaft mit zu überwinden, wurden weiterhin alle Kameraden, welche nicht im Schacht arbeiteten mit eingesetzt. Insbesondere ging es darum, die Kartoffeln zu roden, was vorwiegend mit der Hacke geschah. Die Kartoffelernte schon früher zu beginnen ging nicht, da die Kartoffeln erst Anfang Juni gesteckt werden konnten. Jeder Tag, den die Kartoffeln länger wachsen konnten, war sehr wichtig für die kurze Vegetation. Zur weiteren Unterstützung bei der Hackfruchternte kamen die Schachtkameraden mit zum Einsatz, welche gerade ihren freien Tag hatten, darunter auch Kamerad Herbert Naundorf. Er konnte mit erleben, wie der LKW, auf dem die Kameraden saßen, auf einem schmalen Pfad gesteuert werden mußte. Mit einem riesigen Grabenpflug war ein breiter Damm zusammengepflügt worden. Darauf

waren zur Befestigung Bohlen, Bahnschwellen oder gar nur Knüppel gelegt. Auf dieser Straße schaukelten die Fahrzeuge entlang. Auf dem Feld angekommen, mußten die Kohlekumpel Zwiebeln und Möhren sortieren. Andere mußten Kartoffeln auflesen. Für den Magen waren frische Möhren eine willkommene Abwechslung. Wegen der niedrigen Temperaturen wurden Feuer entfacht, in dem Kartoffeln geröstet wurden. Ein schöner Augenblick, wenn die Kameraden sich um das lodernde Feuer setzten und frisch geröstete Kartoffeln essen konnten. Diese Unterstützungsaktion dauerte nur wenige Tage, denn da war der Frost bereits so stark, daß der Boden nicht mehr auftaute. Mit Beginn der kalten Jahreszeit wurden alle Magazine - so bezeichnete man die Verkaufsstellen - ständig bewacht. Der vor dem Gebäude auf Wache stehende Posten war mit einem Jagdgewehr ausgerüstet. Erfahrungsgemäß bestand nämlich die Gefahr, daß die Magazine von irgendwelchen Gruppen aufgesucht wurden, um kostenlos noch einen Vorrat für den Winter zu beschaffen.

Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo der sibirische Winter seinen Einzug hielt. Wir erhielten deshalb aus russischen Armeebeständen bereits getragene Winterbekleidung, bestehend aus Pelzmütze, Pelzmantel, Pelzstiefel (meist aus einem Stück Filz ohne Sohle) und gefütterte Hose sowie dicke Handschuhe. Für den Winteranfang absolut sehr gut gegen die Kälte.

Später bekamen wir noch einen Kopfschutz dazu, wo nur noch die Augen und der Mund frei waren. Täglich sanken die Temperaturen weiter. Bei Minus 30 Grad Celsius brauchten keine Arbeitskommandos mehr auszurücken, außer den Kameraden, die im Schacht arbeiteten. Die herrschende Kälte war nicht mit der Kälte von zu Hause zu vergleichen. Sie war irgendwie anders, trockener. Deshalb wurde sie auch zu oft unterschätzt. Bis zu minus 50 Grad Celsius mußten wir noch zum Schacht marschieren. Manchmal waren es auch zwei oder drei Grad mehr. Im Schacht angekommen, merkten wir erst, daß oft die Nase und der Gesichtsschutz angefroren waren. Wieder galt es, zu lernen mit dieser Situation fertig zu werden, ohne so wenig wie nur irgend möglich gesundheitliche Schäden davonzutragen. Meist wurde deshalb auf den letzten Schritten vor dem Schachtgebäude noch Schnee mit in den Umkleideraum genommen. Mit Schnee einreiben war meist die einfachste und auch beste Methode, um Erfrierungen zu begegnen. Bald mußten wir uns an den Film: "Das Lied von Sibirien" erinnern. Jetzt erlebten wir Sibirien im Original. Der einsetzende Schneefall dauerte mehrere Tage. Wenn es aufhörte zu schneien, kam neue Kälte. Für die Holzhäuser bildete der Schnee doch einen gewissen Wärmeschutz. Gut war es,

wenn zwischen dem Schneefall und dem einsetzenden Sturm einige Tage vergingen, denn dann hatte der strenge Frost den Schnee festgefroren. Aber einen sibirischen Winter ohne tagelangen Schneefall mit gleichzeitigem Sturm gibt es nicht.

So mußten wir erleben, wie schwierig es ist, durch den Schnee zu stapfen und man dabei bis über die Knie versinkt. Dann war der Weg zum Lager nach der Schachtarbeit eine Qual. Einmal, als wir in der Dunkelheit bei heftigem Schneesturm auf dem Heimweg waren, hatte sich unsere Kolonne so auseinander gezogen, daß die Vordermänner nicht mehr zu sehen waren. Die Folge war, es hatten sich viele Kameraden verirrt. Ein Rufen oder Suchen war sinnlos. Unsere begleitenden Wachposten waren mehr als aufgeregt. Nur gut, daß im Verlauf des nächsten Vormittag - wie ein Wunder - der Sturm plötzlich aufhörte. Sofort ging die Suche los. Einige Kameraden hatte es bis zum Bahnhof verschlagen. Sie hatten einander untergehakt, wie es schon immer der Befehl vorsah und sich nach dem Licht gerichtet, was sie ab und zu im Schneesturm ausmachen konnten. Das war ihre Rettung. Zum Glück fanden sich alle Kameraden wieder ein. An einigen solchen grimmigen Kältetagen waren plötzlich Töne zu hören, die viele von uns erschauern ließen. Ganz in der Nähe des Lagers heulten die Wölfe. Angst machte sich breit, wenn wir nachts zum oder vom Schacht unterwegs waren. Nach Aussagen der schon länger dort Wohnenden kommt es in sehr kalten Wintern vor, daß die Wölfe auch angriffen. Wir hatten Glück, uns mochten sie nicht. Diese grimmige Kälte stellte jedoch noch große Anforderungen an die im Schacht arbeitenden Kameraden. Um die Stuben bei diesen tiefen Außentemperaturen einigermaßen warm zu halten, mußten Steinkohlebrocken unter dem Pelzmantel versteckt aus dem Schacht ins Lager geschmuggelt werden. Oft ging alles gut. Es gab aber auch Tage, wo wir die Pelzmäntel zur Kontrolle öffnen mußten. Dann häuften sich am Schachttor die Kohleberge. Nachgelassen haben wir mit diesem Kohletransport nicht. Auch nicht, als man uns deswegen mit Karzer = Haft drohte. Schließlich war diese Kohle zur Sicherung der Wärmeversorgung in unseren Stuben dringend notwendig. Jede Belegung einer Stube war angehalten - eine Weisung dazu gab es nicht - jedes Stück Kohle, was nicht sofort verbraucht wurde, als Vorrat anzulegen. Zu diesem Zweck wurden die Dielenbretter des Fußbodens abgehoben, der Hohlraum darunter diente dann als Kohlebunker. Auch Holz und sogar ein Beil, was im Schacht nicht mehr gebraucht wurde, fand dort den Unterschlupf.

Das Beil diente vor allem zum Zerkleinern der Steinkohlebrocken. Rechtzeitig

mußte das Beil außerhalb versteckt werden, wenn Kontrollen durch die Bewachung durchgeführt wurden. Aus Anlaß bevorstehender russischer Feiertage war immer mit Razzia (=Kontrollen) und Filzen zu rechnen. Vor nichts war man dabei sicher. Neben dem Durchsuchen der Kleidung wurden insbesondere die Unterkünfte unter die Lupe genommen.

Mit der Zeit stellten wir uns auf solche Vorkommnisse ein. Das Verfeuern der Steinkohle mußten wir erst lernen. Wenn man sonst normalerweise Wasser ins Feuer gießt, soll es ausgehen. Bei Steinkohle ist das anders. Je nasser die Steinkohle, um so besser heizt sie. So konnten wir den ersten sibirischen Winter angehen. Die tiefste Temperatur, die im Winter 1947/48 gemessen wurde, war minus 54 Grad Celsius, und diese mußten wir überstehen.

Immer näher rückte nun die Zeit, wo wieder ein Jahr allmählich zu Ende geht. Damit verbunden ist das schönste Fest des Jahres, worauf sich überall in der Welt die Menschen freuen. Weihnachten! Nur in der großen Sowjetunion und auch Sibirien war das anders, dort wird später das Jolkafest gefeiert. Aus diesem Grund war sicher von den Vorbereitungen zum Weihnachtsfest fast nichts zu sehen. Nur in ganz wenigen Stuben, so konnten wir es jedenfalls im Vorbeimarschieren durchs Fenster sehen, leuchteten Kerzen. Wahrscheinlich waren es ehemalige Wolgadeutsche, die dort wohnten. Für uns war es das dritte Weihnachten, was wir ohne Eltern und Geschwister feiern mußten. Diesmal 6000 Kilometer fern der Heimat. Für die Schachtkompanien war es ein Tag wie jeder andere. Wir mußten zur Schicht gehen. Vielleicht war es gut. Trotzdem kam Wehmut und Heimweh auf. Wir versuchten uns gegenseitig zu trösten. Dennoch waren bei fast allen Kameraden Tränen - wenn auch nur kurz - nicht zu unterdrücken. Da wir noch jung waren und selbst keine Familie hatten, konnten wir diese Situation sicher besser verkraften. In diesen Tagen waren die Gespräche irgendwie gedrückt, jeder hatte mit sich zu tun. Doch die Zeit geht weiter.

Zum Jahreswechsel hatte ich 2. Schicht, das hieß von 16.00 bis 24.00 Uhr arbeiten. So gingen wir 1947 zur Arbeit, und als wir aus dem Schacht ausfuhren, war bereits das Jahr 1948 da.

Was wird uns das neue Jahr bringen? Niemand konnte uns darauf eine Antwort geben. Auch die russischen Offiziere nicht. Mit dem Jahreswechsel wurde ich in den Abschnitt RWU umgesetzt, wo auch der Kamerad H. Kämmel seine Arbeit hatte. Zusammen mit einem ehemaligen Wolgadeutschen namens Hermann wurde ich eingeteilt. Von nun an war ich fast nur noch zu Ausbesserungsarbei-

ten, meist auf den Hauptstrecken, eingesetzt. Im Gegensatz zu Horst Kämmel, der vorwiegend beim Neuaufschluß bzw. Vortrieb arbeitete. Mein neuer Arbeitsplatz erforderte neben den bisherigen Arbeitsgeräten wie Schaufel, Picke und Haken (zum Holzschleppen) noch Brechstange und Beil. Die zuletzt genannten Geräte zu beschaffen, war die dringendste Aufgabe der kommenden Tage. Kaufen konnte man sie nicht, zumindest wir Gefangenen. Aber ohne diese Geräte war die Arbeit nicht zu bewältigen. Eine Brechstange war relativ schnell gefunden. Um das zu realisieren hatte mich Hermann losgeschickt, um alle Wassergräben, die längs der Hauptstrecke verliefen, abzusuchen.

Diese Wassergräben dienten für viele Kumpel dazu, die Geräte, außer dem Beil darin zu verstecken, um den täglichen Transport vom bzw. zum Schacht einzusparen. Bei dem starken Gedränge am Fahrstuhl wäre dies ohnehin ein großes Hindernis gewesen. Es kam vor, wenn ein Kumpel mit derartigen Geräten am Fahrstuhl erschien, daß er abgedrängt wurde und warten mußte, bis der Andrang vorbei war. Das konnte lange dauern.

Deshalb suchen, finden und sicherstellen. Mit einer Schaufel suchte ich Meter für Meter die Wassergräben ab. Am zweiten Tag hatte ich Glück. Ich fand das Gesuchte. Nun konnten wir zügig arbeiten. Jetzt mußte man höllisch aufpassen, wenn während der Arbeit plötzlich neugierige oder besser, suchende Kohlekumpel auftauchten. Meist suchten sie nach abhanden gekommenen Werkzeugen. Bei uns wurde nichts gefunden. Wir versteckten nach Schichtschluß unsere Gerätschaften in einem mit einem Kreuz versehenen Stollen. Das Kreuz bedeutete, daß dieser Stollen wegen erhöhtem Gasgehalt gesperrt war und damit wegen bestehender Lebensgefahr nicht betreten werden durfte. Bei den Kohlekumpeln wurden sie deshalb als tote Stollen bezeichnet. Jedenfalls hatten wir nun zu jeder Schicht das zur Arbeit notwendige Werkzeug in der Nähe. Meist hatten wir über Wochen an einer Streckenreparatur zu tun. Nicht, daß nur das Holz ausgewechselt werden mußte, oft aber war dabei die Strecke zu verbreitern oder zu erhöhen, weil der Berg (=Druck im Schacht) ständig arbeitete. Diese Arbeit war sehr hart. Mein Kumpel, der Wolgadeutsche Hermann war ein Wühler, aber mit sehr viel Geschick. Er hatte noch seine Eltern mit zu versorgen. Bald hatte ich mich auf seine Arbeitsweise eingestellt. Für mich war dadurch eine erhebliche Verdienststeigerung verbunden. Hatte ich zuvor im Monat 400 bis 600 Rubel verdient, erreichte ich nun 800 bis 900 Rubel. Mit diesem Verdienst hatte ich nunmehr die Chance, auch Geld ausgezahlt zu bekommen. Dabei mußte man jedoch gerade an dem Tag im Lager anwesend sein, wenn der

„Geldmann“ kam. War man im Lager und hatte man das Glück an der Reihe zu sein, mußte man erst noch zur Kenntnis nehmen, daß von dem erzielten Verdienst noch 450 Rubel/Monat für Lagerkosten und zu erbringende Reparationsleistungen abgezogen wurden. Der Rest konnte ausgezahlt werden. Höchsten jedoch 150 Rubel. Was darüber hinaus verdient wurde, wurde für den nächsten Monat gutgeschrieben. Wenn man jedoch zu spät von der Arbeit kam und der "Geldmann" bereits wieder weg war, dann mußte man auf den nächsten Monat hoffen. Es kam aber auch vor, daß der "Geldmann" "seine Rubel" loswerden wollte, dann konnte man - sofern man noch Guthaben auf dem Konto hatte - nochmals 150 Rubel holen.

Von dem erhaltenen Geld konnte, in eigens dazu eingerichteten Magazin an der Küche, eingekauft werden. So konnte Tabak, Zigaretten, Brot, Zucker, Käse und Butter - wenn man dafür Leistungstalons hatte - gekauft werden. Diese Sachen hätte man auch im Magazin vom Schacht kaufen können. Andere Magazinmöglichkeiten gab es für uns Gefangene nicht. Wenn unsere Wachposten selbst finanzielle Probleme hatten, zeigten sie uns gegenüber gute Laune und boten uns Päckchen Machorka zum Kauf an. Es kam eben vor, daß die Soldaten anstelle von Rubel als Löhnung ein Päckchen Tabak pro Tag erhielten.

Der Anreiz, noch mehr Geld zu verdienen, wurde durch Sonder- oder Hochleistungsschichten gesteigert. Dazu wurde speziell für die sechs Arbeiter mit der höchsten Normerfüllung im Monat ein Bestarbeiterzimmer eingerichtet, mit dem Versprechen, daß die Besten die Chance hätten, entlassen zu werden.

Ja, es hat einige wenige Entlassungen gegeben. Durch meine Arbeit im Abschnitt RWU mit Hermann zusammen stieg die Normerfüllung und damit der Verdienst. In einem Monat reichte die Normerfüllung für mich aus, in die Bestarbeiterstube einzuziehen. Auch Kamerad Bielig war einen Monat in dieser Stube. Der Vorteil, man brauchte nicht in die Küche zu gehen um zu essen, es wurde gebracht. Und wenn man wollte bis zur doppelten Menge, außer Brot. Aber zur Entlassung hatte es bei mir und auch keinem weiteren Kameraden aus der Bestarbeiterstube gereicht.

Ende des Jahres 1947 wurde mit der Ausgabe von Postkarten (mit Antwortkarte) begonnen. Damit war endlich die Möglichkeit gegeben, an die Angehörigen in der Heimat ein Lebenszeichen zu schicken. Bis die Antwortkarte wieder im Lager eintraf, vergingen drei bis vier Monate. Darüber hinaus war es möglich, zusätzlich Briefe zu empfangen. Kamerad Naundorf hatte das große Glück, so-

gar ein Päckchen mit einer Stolle zu empfangen. Dieser Postverkehr ging bis Mitte 1949. Dann war Stille. Warum wußte keiner.

Für die gesundheitliche Betreuung war eine Sanitätsstube eingerichtet worden. Als deutscher verantwortlicher Arzt war Kamerad Dr. Pettak eingesetzt. Ihm zur Seite stand ein deutscher Sanitäter. Darüberhinaus gab es noch stundenweise eine russische Ärztin, die über krank und Arbeitsbefreiung zu entscheiden hatte. Ihr half eine russische Krankenschwester.

Schmerzen oder andere Wehwehchen hätte man immer vortragen können, aber nur Fieber zählte. Ob es zum Kranksein reichte, wurde von der Ärztin entschieden. Manche Kameraden verstanden es dennoch recht gut, da klappte auch die Arbeitsbefreiung. Wenn nur kurz vor dem Abmarsch zum Schacht noch ein Kamerad Fieber hatte oder ähnliches, so daß er unseres Erachtens nicht hätte arbeiten dürfen, gab es vielfach kein krank, weil die Ärztin ein bestimmtes Krankenlimit nicht überschreiten durfte. In solchen Situationen konnte es nur noch der deutsche Arzt versuchen. Er hatte es dabei sehr schwer, nicht immer konnte er helfen. Eine besondere Aufgabe hatte der Sanitäter. Er mußte dafür sorgen, daß es im Lager keine Läuse gab. Aber eigentümlich. Wenn unsere Haare fast wieder Streichholzlänge erreicht hatten, hieß es: es wurden wieder Läuse festgestellt. Dann mußten alle Kameraden beim Lagerfriseur antreten. Die Haare auf dem Kopf wurden mit einem Haarschneider geschnitten. An allen übrigen Körperstellen wurden die Haare wegrasiert. Ein herrliches Gefühl, wenn dann das Wachstum wieder einsetzte. Während wir beim Friseur waren, wurden unsere Kleidungsstücke entlaust. Das heißt, sie wurden in eine Kammer gehangen, die dicht verschlossen wurde und dann unter Beifügung chemischer Mittel erhitzt wurde. Wenn wir die Sachen wieder an hatten, wußte jeder schon von weitem, woher wir kamen.

Während unseres Lageraufenthaltes in Sibirien sind leider auch Kameraden verstorben. Die Toten waren meist in den Reihen der Kameraden, welche OK bzw. Distrophy hatten oder anders ausgedrückt, welche unterernährt waren, zu suchen. Es gab jedoch auch Ausfälle von Kameraden, welche einfach an seelischer Zerrüttung oder Sehnsucht verstarben. Diese toten Kameraden wurden in einen Sarg gelegt und so aus dem Lager gebracht. Anschließend kam der leere Sarg wieder zurück. Was draußen mit den Toten geschah, wissen wir nicht. Im Winter, so hieß es, seien sie im Schnee verbuddelt worden. Das Leben im Lager verlief nach seinem eingelaufenen Rhythmus. Tag für Tag. Schlafen - arbeiten, zwischendurch Antifaschulung sowie allgemeine Lager- oder Reinigungs-

arbeiten, dazu mal Aushilfe in der Vorbereitungsküche oder ähnliches. Ab und zu kamen Kommissionen ins Lager. Dabei wurden wir gefragt: wie es uns geht und was die Arbeit macht. Die Antwort meist: na ja, so la la, es geht. Als Gegenfrage von uns: kat Dameu? Wann nach Hause? Als Antwort: skore putit! Es wird bald sein! Das Wort skore war echt mit Gummi = dehnbar zu vergleichen.

Im Verlauf der Zeit gab es immer mal Gerüchte: wie es angeblich mit uns weitergeht und wann wir etwa nach Hause fahren würden. Oft wurde beteuert, es sei ganz gewiß! Es war wirklich ein Glück und gut, daß wir noch gesund zur Arbeit gehen konnten und demzufolge keine Zeit hatten, uns an Gerüchte zu klammern. So abgebrüht war jedoch keiner von uns, als daß jeder gern gewußt hätte, wie lange wir wirklich noch auf Entlassung warten müssen. Wenn dann gar zu diesem Zeitpunkt Post von Zuhause kam, erreichte die persönliche Stimmung einen Tiefpunkt.

Da half nur die Arbeit darüber hinweg. Und bei der Arbeit war es Hermann, der auf schnelles Überwinden der müßigen Gedanken drängte, denn die Norm drückte. Auf der Hauptstrecke betrug die Norm im Durchschnitt 32 cm pro Kumpel. Inzwischen hatte ich mir das zu unserer gemeinsamen Arbeit dringend benötigte Beil organisiert. Das hatte ein russischer Kohlekumpel an der Lampenausgabe zu lange stehen lassen. Wie ich gezittert habe, bis ich es unten im Schacht mit verstecken konnte, daran darf ich nicht zurückdenken. Jedoch mit ordentlichem Werkzeug konnte man gut und besser schaffen. Pro Schicht hatten wir zwei „Krüge“ zu stellen, zuvor mußten die alten Krüge abgebaut werden. Meistens hackte Hermann einen der alten Steuki = Seitenstempel heraus, dann fiel oft die Akniewa = oberes Tragholz herunter und der Steuki auf der anderen Streckenseite von selbst um. Inzwischen mußte ich die neu einzubauenden Stämme heranbringen und zum Einbau vorbereiten. Alles geschah mit dem Beil, eine Säge gab es nicht. Mittels Bretter wurde nach oben und an den Seiten abgedichtet und somit gegen Kohle oder Steine gesichert. Nun konnte der neue Krug gestellt werden. Schwer war es, auf der Hauptstrecke die Akniewa - ein Stamm 3 - 3,50 Meter lang und im Durchschnitt 20 - 25 cm stark - über die elektrische Oberleitung zu balancieren. Da das Holz meist noch grün oder naß war, durchzuckte das den ganzen Körper, wenn dabei die Oberleitung berührt wurde. Das war immer der schlimmste Augenblick während der Arbeit. Anfangs hatte ich in diesem Moment oft losgelassen. Da blieben Krach und Flüche nicht aus. Noch schlimmer war es, wenn man bei dieser Arbeit nasse Füße hatte. In dem Moment, wo Hermann mit dem Steuki das Tragholz soweit angehoben hatte, daß

die elektrische Oberleitung wieder frei war, war alles Zittern vorüber. Das geschah pro Schicht zwei- manchmal auch dreimal. Damit dann der Meister genau nachmessen konnte, wieviele Krüge jede Schicht gestellt hat, wurden diese mit Kerben versehen. So schlug die erste Schicht in ihre gestellten Krüge eine Kerbe. Die zweite Schicht zwei und die dritte Schicht drei Kerben. Das war eine gute Kontrolle für den Meister. Andererseits wollte keine Schicht der anderen in der Normerfüllung nachstehen.

Wenn es Ausfälle in der Schicht gab, weil mal kein oder zu wenig Holz für den Ausbau da war, oder leere Waggons zum Gerölladen fehlten, war die tägliche Normerfüllung in der zweiten, noch günstiger in der dritten Schicht machbar. Dann wurde eben bei der Schicht zuvor eine Kerbe dazugehauen. Kritisch wurde es für den Meister, wenn das Streckenaufmaß mit dem Reviersteiger erfolgte. Aber das war nicht unsere Angelegenheit. War die Streckenreparatur über zwei Gleise mit elektrischer Oberleitung nötig, kam noch ein anderer Kumpel, meist war es Kamerad Bielig, dazu. Wenn mal zwischendurch an anderer Stelle ein schneller Einsatz nötig wurde, waren es Hermann, Kurt und ich, die geschickt wurden. An einige Einsätze kann ich mich besonders erinnern.

Im Schacht gab es Kohle, die so hart wie Stein war. Wurde darin eine Strecke vorgetrieben, so stand sie über Jahre. Es gab jedoch Kohleflöze, wo die Kohle wie feiner Splitt war und sich richtig fettig anfühlte. Dort war der Druck so stark, daß die gestellten Absteifungen allmählich versanken. Oft waren die Flöze sechs bis zehn Meter stark und verliefen von waagrecht bis steil nach oben. Eines Tages war dringender Einsatz angewiesen. Aus einer Strecke eines solchen Flözes, wie zuletzt benannt, sollte eine moderne Vortriebsmaschine zurückgeholt werden. Zu diesem Zweck mußte die Strecke, wo sie sich gesenkt hatte, wieder erhöht werden. Am zweiten Tag unserer Arbeit passierte es, daß beim Heraus schlagen eines Kruges die Kohle anfang zu rieseln. Ein Zeichen dafür, daß die entstandene Lücke von etwa 30 cm schnell geschlossen werden mußte.

Hermann und Kurt arbeiteten wie wild, um mit Brettern das Rinnsal abzudichten. Doch immer schneller und stärker floß die Kohle. In dieser Gefahrensituation schickte mich Hermann los, um über den Dispatcher Hilfe zu erhalten. Als ich wieder an der Arbeitsstelle zurück war, war über die Hälfte der Strecke schon zu. Obwohl es Kurt und Hermann gelungen war, fast dreiviertel der Lücke abzudichten, stand das letzte schwierigste Stück noch bevor. Etwa sechs russische Kumpel, die speziell für solche Havarien eingesetzt wurden, waren schnell zur Stelle. Dazu kamen noch weißgekleidete Ingenieure. Ich hatte solch

eine Situation noch nie erlebt. Um weitere Bretter in die Lücke zu schlagen, mußte unten die Kohle weg. Doch um so schneller lief die Kohle nach.

Kurt und ich haben geschaufelt wie um unser Leben. Die anderen Kumpel haben gleichzeitig von zwei Seiten versucht, abzudichten und zusätzliche Krüge darunterzustellen. Wehe, wenn in dem Hohlraum über uns sich plötzlich eine Wand gelöst hätte, die Absteilung wäre wie Streichhölzer zerknickt worden und wir darunter. Zum Schichtende durften Kurt und ich gehen. Hermann mußte noch bleiben, neue Spezialisten kamen. Sechs Stunden waren wir an der Unglücksstelle im Einsatz gewesen. Noch weitere zwanzig hatte man gebraucht, um die Kohle zum Stillstand zu bringen. Dann wurde vorerst die Arbeit dort eingestellt. Aber irgendwann mußte die Maschine raus.

Ein anderer Einsatz zwischendurch geschah an Be- bzw. Entlüftungsschächten. Diese gingen fast immer senkrecht nach oben oder unten. Dort mußten dann jeweils vier Hölzer ausgewechselt werden. Meistens bis 1,5 Meter lang und nur 10-15 cm stark waren die Hölzer. Handelte es sich um einen Belüftungsschacht von oben, so waren armstarke Eiszapfen im Winter die Regel und die Rutschgefahr sehr hoch. Nach oben ins Freie auszusteigen, haben wir uns nie gewagt. Erstens reichten diese Schächte bis in unmittelbare Nähe des Lagers und zweitens wäre das sofort als Fluchtversuch gewertet worden. Wie man mit solchen Aussteigern umgegangen ist, konnten wir miterleben, was japanische Kumpel im Spießbrutenlauf ertragen mußten.

Bei Reparaturen auf der dritten Sohle war es gegenüber der ersten Sohle doch schon sehr warm. Nägel wurden bei allen Streckenreparaturen nicht angewendet. Überhaupt Nägel, wie wir sie sonst kennen, gab es nicht, sondern es waren ausgestanzte spitze Keile.

Dort, wo es keine elektrische Grubenlok gab, wurde ein Pferd zum Ziehen der Waggons eingesetzt. Da es seinen Stall (Bucht) in der Nähe des Schachtes unter Tage hatte, das heißt, nicht mehr nach oben kam, erblindete es bald. Man konnte sich nur wundern, wie sicher das Pferd zwischen den Gleisen lief und die Waggons zog. Es hing natürlich auch vom Geschick des Kutschers ab. Solange das Pferd die Waggons zog, ging es meist problemlos. Aber beim Erreichen der Stelle, wo die Waggons auf der Stellfläche zusammgekoppelt werden mußten, war das schnelle Reagieren des Kutschers auf das Pferd notwendig. Urplötzlich mußte das Pferd aus der Zugrichtung, damit es vom Schwung der Waggons nicht eingeklemmt wurde und die Waggons mit den schon abgestellten gekoppelt werden konnte.

Eines Tages als wir aus dem Schacht in das Lager kamen, war wieder mal große Hektik. Ein Hausaufgang mußte geräumt werden. Es sollten „Neue“ kommen. Doch einige Tage später hieß es: es kommen Frauen. Wieder Rätselraten: wieso, woher? Dann bestätigte es sich. Es kamen 50 Frauen aus einem etwa 15 Kilometer entfernten Lager. Dort, wo die Frauen bisher zur Arbeit eingesetzt waren, hatte es eine Havarie gegeben, und bis diese behoben wäre, sollten die Frauen in unser Lagerleben etwas Abwechslung bringen. Es handelte sich vorwiegend um Frauen und Mädchen aus dem ehemaligen Ostpreußen und Schlesien. Sie waren 1945 beim Vormarsch der russischen Truppen zusammengetrieben und nach Sibirien gebracht worden. Ihnen hatte man den Stolz der Frau genommen, indem man ihnen mehrfach - wegen Läuseverdacht - die Haare restlos abgeschoren hat. Wenn sie hätten fliehen wollen, wären sie mit Glatze immer als Häftlinge erkannt worden. Die Frauen kamen insbesondere zur Arbeit in die Küche, ansonsten innerhalb des Lagers zum Einsatz. Natürlich war das Erscheinen der Frauen im Lager für die gehobenen Dienstgrade unserer Bewachung eine willkommene Abwechslung. Generell trat 1948 eine gewisse lockere Behandlung ein. Plötzlich wurde auch „Kultura“ wieder hervorgehoben. Die aus Mitgefangenen entwickelte Lagerkapelle mußte zum Tanz aufspielen. Die Frauen waren dort sehr begehrt. Neben den russischen Offizieren waren es die älteren Kameraden, die sich auf der Tanzfläche drehten. Dazu wurden Tische und Stühle im Speiseraum zur Seite geräumt. Wir jungen Piepser versuchten es auch. Da wir aber keine blasse Ahnung vom Tanzen hatten, blieben wir Außenseiter. Durch den Tanz oder überhaupt durch die Anwesenheit der Frauen im Lager bahnten sich Freundschaften an, die auch anhielten, als die Frauen wieder in ihr altes Lager zurück mußten. Als Verbindungsmann fungierte ein Kamerad aus einem benachbarten Kriegsgefangenenlager, der mit seinem Panjewagen Kurierdienste zwischen den Lagern durchführte. Innenseiten von aufgerissenen Zementsäcken diente als Schreibpapier. Das hat wunderbar geklappt. Da ich beim Tanz keine Chance hatte, war folglich nichts mit Bekanntschaft. Dennoch erhielt ich später über einen Kameraden den Namen eines Mädchens, welches sich gern mit jemand schreiben würde. Da das unbekannte Mädchen sehr viele Rechtschreibfehler machte, habe ich damals meine Schreibweise von der sogenannten Normalschrift wieder auf die alte deutsche Schrift umgestellt, und auch nach der Gefangenschaft beibehalten. Dem Mädchel hatte es geholfen. Geschrieben haben wir uns eigentlich recht belanglose Dinge. Erinnern kann ich mich noch, daß sie Irmgard Schmalz hieß,

von Ostpreußen war, in den letzten Kriegsjahren kaum noch Schule hatte, mit 15 Jahren zusammen mit anderen Mädchen und Frauen abtransportiert wurde und noch Verwandte im Westen Deutschlands habe.

Zur Abwechslung des Lagerlebens wurde Fußball spielen organisiert. So spielten die Kompanien gegeneinander. Zunächst war Fußball nur gedacht, um im Lager entsprechend den Möglichkeiten etwas loszulassen. Doch eines Tages stand das Angebot, gegen die Wachmannschaft zu spielen. Als es dann soweit war und das Spiel beginnen sollte, fehlte der elfte Mann bei der Wache. So wurde ein Kamerad gesucht, der einspringen sollte. Es war der Kamerad Werner Lorenz. Er war es auch, der dann das einzige Tor des Spiels schoß. Von diesem Zeitpunkt an spürte man, daß das Verhalten des Wachposten uns gegenüber lockerer wurde. Nicht nur, daß die Anzahl der uns begleitenden Posten geringer wurde, auch die Strenge der Bewachung ging zurück. Ja es ging soweit, daß auf das bestehende Sprechverbot nicht mehr geachtet wurde, sondern wir mußten nun sogar singen. Vor allem Marschlieder wie: "Oh, du schöner Westerwald oder "Schwarzbraun ist die Haselnuß" wurden von den Posten immer zu singen verlangt.

Eines Tages wieder große Aufregung im Lager. Ein Kamerad ist seit Stunden verschwunden. Ist er geflüchtet? Kaum zu glauben. Die Posten auf den Wachtürmen wurden verstärkt. Große Suchaktion innerhalb des Lagers. Jede Ecke, jeder Winkel wurde durchsucht. Nach Stunden wird er im Brunnen neben der Küche gefunden. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde aus dem Brunnen unbedenklich Wasser zum Kochen entnommen. Wie sich später herausstellte, hatte er Kameradendiebstahl begangen. Um nun der bevorstehenden Abrechnung durch das Stubenkollektiv zu entgehen, hat er an einem seiner freien Tage den Freitod vorgezogen.

Dies war der einzige bekanntgewordene Kameradendiebstahl. Um so mehr haben wir zusammengehalten, daß so etwas nie wieder passieren dürfe.

Bevor das Jahr zu Ende ging, wurden wir durch plötzliche besondere Vorkehrungen aufmerksam. Irgendwie etwas Geheimnisvolles. Doch dann wurde es zur Gewißheit, die über uns angelegten Akten und Protokolle waren im Lager. Wahllos oder nach unbekanntem Prinzip wurden wieder Kameraden zur Vernehmung geladen. Wir waren alle drei dabei. Uns wurden die persönlich unterschriebenen Protokolle aus der Heimat vorgelegt. Es ging vor allem darum, keine neuen Aussagen zu machen, damit gar Widersprüche herausgefunden wurden. Diese Vernehmungen oder Protokollkontrollen dauerten zirka ein bis zwei

Stunden. Im Ergebnis dieser Vernehmungen wurden einige Kameraden aus unserem Lager abgeholt. Warum? Was waren die Vorwürfe? Unbekannt! Über das Schicksal oder deren Verbleib wurde nichts bekannt.

Das Jahr 1948 geht zu Ende. Wieder gedrückte Stimmung. Fragen nach der Heimkehr werden mit: skore butit = es wird bald sein, beantwortet. Wir sagten damals skore sei so dehnbar wie Gummi. Immer wieder kamen Gerüchte auf, die dann wie immer wie Seifenblasen zerplatzten. So wie das alte Jahr sich verabschiedete, begann das Jahr 1949. Arbeiten im Schacht. Schlafen und Essen im Lager. Dazwischen mal Post von zu Hause und hin und wieder einen Zementpapierbrief. In diesen eingefahrenen Tagesrhythmus kam wie der Blitz aus heiterem Himmel die Anweisung, daß die deutschen Gefangenen nicht mehr im Schacht arbeiten dürfen. Es hieß: wir würden die Norm brechen bzw. hochtreiben. Kaum zu glauben. Der wirkliche Grund wurde nicht genannt. Als unser Ende der Schachtarbeit bei den Kohlekumpeln bekannt wurde, wurde dies bei den japanischen Kriegsgefangenen und auch bei den russischen Kohlekumpeln sehr bedauert. Zu rührenden Abschiedsszenen kam es am letzten Arbeitstag von den Wolgadeutschen. Viele von ihnen wären am liebsten mit uns gegangen, obwohl wir selbst nicht wußten, wie es mit uns weitergeht. Es war schon ein sehr komisches Gefühl, beim Rückmarsch ins Lager daran zu denken: wieder ein Zeitabschnitt zu Ende.

Wie es weitergeht, andere - gemeint sind die Russen - werden es schon wissen! Aber für uns neue Ungewißheit!

Die Leitung des Lagers hatte bereits für den folgenden Tag den Einsatz der ehemaligen Kohlekumpel für eine andere Tätigkeit organisiert. Gerüchte kursierten, wir würden auf einer Baustelle zum Einsatz kommen. Am darauffolgenden Tag nach dem Frühstück hieß es antreten. Wir wurden informiert, daß auf der anderen Stadtseite ein großer Garagenkomplex gebaut werden soll. Wir sind die Ersten, die dort mit der Arbeit beginnen. Obwohl der Winter im April noch nicht zu Ende ist, hieß es: aufsteigen auf die bereitgestellten offenen LKW und ab ging die Fahrt zur vorgesehenen Baustelle. Dort angekommen, konnten wir auf einer hängigen mit Schnee bedeckten Fläche sehen, wie ein großes Rechteck abgesteckt war, welches von nun an unsere Arbeitsstelle sein sollte. Die Aufgabe lautete: Ausheben der Streifenfundamente. Nach dem Empfang von Hacke und Schaufel erhielt jeder von uns drei laufende Meter zugeteilt, die so tief ausgeschachtet werden mußten, bis wir durch den gefrorenen Boden waren. Obwohl wir vom Schacht gewohnt waren mit der Hacke umzugehen, hier

war das etwas ganz anderes. Der Boden war wie Glas. Aber es nützte nichts, wir mußten uns nach unten durchhacken. Wie tief der Frost sein würde, wußte niemand. Nach acht Stunden angestrengter, harter Arbeit war nicht viel vom Graben zu sehen. Es dauerte etwa acht bis zehn Tage, dann spürte man, daß der Boden beim Hacken bröcklig wurde. Ein Zeichen, daß das Ziel nahe war. Zum Schutz vor dem weiteren Eindringen des Frostes haben wir zum Schichtende Schnee in den Fundamentgraben eingebracht. Tags darauf wurde der Frost in zirka zwei Meter Tiefe durchbrochen. Eigentümlich, daß man sich über das Erreichte freuen konnte. Wenn anfangs einige Kameraden über das Schneeeinbringen lächelten, in den folgenden Tagen streuten auch die letzten Schnee in ihr Fundament. Während die meisten Kameraden mit dem Ausheben der Fundamentgräben beschäftigt waren, mußten andere die Vorbereitungen treffen, um für den anstehenden Bau dieser Zentralgarage eine Steinbrecheranlage aufzubauen, eine Überdachung für Zement zu schaffen und einen aus Deutschland als Reparation requirierten Betonmischer aufzustellen.

Vom Schacht wurden Geröllsteine mit LKW herantransportiert. Über die Brecheranlage wurde Splitt für den Beton hergestellt. Bevor wir mit dem Betonieren der Streifenfundamente beginnen konnten, wurden in unserem Betonwerk Blocksteine gestampft. Da die Wirkung der Sonne mit jedem Tag zunahm, war das Überqueren der Baustelle wegen des auftauenden Bodens so gut wie unmöglich. Deshalb wurden Laufstege oder Bretterbahnen entlang der Grabenfundamente bis zur Mischstation gebaut. Mit selbst zurecht gebastelten Schubkarren begann nun das Betonieren. Schubkarre auf Schubkarre rollte auf den Laufstegen. Nebenbei mußten noch die Fundamente für die Trennwände geschachtet werden. Ein wirklich emsiges Treiben auf dieser Großbaustelle der späteren Zentralgaragen von Ansherka-Sudshensk. Nachdem der Beton der Außenfundamente abgetrocknet war, wurden mehrere Gruppen mit der Einplanung der Baustelle beauftragt. Die Erde, die auf der einen Seite zuviel war, mußte abgeschachtet und mittels "Tatschki" dorthin getragen werden, wo sie fehlte. Die Tatschki bestand aus zwei Tragholmen, auf denen vier bis sechs Bretter als Ladefläche aufgenagelt waren. Eine solche Transportgruppe bestand meist aus einem Kameraden, der fürs Abschachten und Beladen der drei bis vier Tatschki - jeweils zwei Mann je Trage - sorgen mußte und einem Kameraden, der für das Planieren und Festtreten zuständig war. Wenn mal eine Pause beim Betonieren eintrat, wurde schnell eine Schubkarre für den Erdtransport genutzt. Abgerechnet wurde der abgeschachtete, transportierte Boden. Nach

einigen Tagen konnte man schon das Ergebnis unserer wirklich primitiven Handarbeit sehen. Die mit den Betonarbeiten beauftragten Kameraden begannen nach Fertigstellung der Fundamente mit dem Setzen der Blocksteine.

Während unseres Arbeitseinsatzes auf der Baustelle Zentralgarage kamen fast jede Woche ein- bis zweimal Frauen zu Besuch. Es waren meist Frauen aus dem Frauenlager, die einmal vorübergehend in unserem Lager waren. Sie nutzten die Möglichkeit an ihrem freien Arbeitstag zu einem Besuch ihres Briefpartners. Es lag nun im Ermessen des Wachpostens, die Frauen auf die Baustelle zu lassen oder auch nicht. Wenn die Posten schlechte Laune hatten, mußten die Frauen 15 Meter vor der Absperrung stehen bleiben. Die Möglichkeit zum Sprechen betrug 10 Minuten bis zu zwei Stunden.

Als auch ich einmal "Besuch" bekam, hatte gerade ein strenger Posten die Aufsicht. So habe ich meine Briefpartnerin nur einmal von der Ferne gesehen. Es hatte dann nur noch Briefwechsel zwischen uns gegeben. Was mit den Frauen weiter geschehen ist oder ob ihnen die Fahrt nach Deutschland versagt wurde, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

Die Arbeiten am Mauerwerk der zukünftigen Zentralgarage gingen trotz der Schwere der Blocksteine zügig voran. Als etwa die Fensterhöhe erreicht war, war für uns plötzlich Stopp auf dieser Baustelle. Im Lager hieß es für alle Kameraden die Sachen zu packen, wir werden verlegt. Und so wurden wir mitten im Sommer 1949 in einem bewachten Personenzug in das etwa 500 Kilometer entfernte Stalinsk - heute Nowo-Kusnez - verlegt. Ein Teil unserer Kameraden kam in das Lager Kemerowo. Vom Bahnhof wurden wir mit offenen LKW durch die Stadt zu dem weit außerhalb befindlichen Barackenlager gefahren. Während der Fahrt konnten wir sehen, daß die Stadt mit recht großzügig angelegten Straßen, viel Bäumen und Grünflächen gebaut war. Das Lager bestand ähnlich wie in Mühlberg aus Baracken. Untergebracht waren wir in großen Räumen, die zum Aufenthalt als auch zum Schlafen dienten. In diesem Lager waren gleichzeitig kriegsgefangene Offiziere der ehemaligen Wlassow-Armee festgehalten. Neben einer großen Küche gab es den nicht wegzudenkenden Appellplatz. Zählappelle gab es hier jedoch relativ wenige. Recht positiv war in diesem Lager der gut funktionierende Lagerfunk. Alles wurde über diesen Funk organisiert. Vom Wecken, zum Essen gehen, raustreten zur Arbeit, dazwischen Musik. Von dieser Stelle betrachtet, doch eine erhebliche Auflockerung gegenüber den bisherigen Lagern. Noch gut können wir uns an den Kameraden Kurt Einkenel erinnern. Mit einer Ziehharmonika spielte er und sang dazu bekannte Lieder aus

der Heimat. Durch sein Beispiel angeregt, stimmten wir dann gern mit ein. Es war eine sehr schöne Sache, so die sehr schwierige und oft auch miese Stimmung zu überwinden. Er war es auch, der das alte wehmütige russische Lied der Leibeigenen bzw. zu lebenslänglicher Haft Verurteilten, die ehemals vom Flußufer aus mit einem Seil die Schiffe auf der Wolga ziehen mußten, ins Deutsche übersetzte und mit einem weiteren Text, welcher echt unsere damalige Situation beschrieb, ergänzt hat.

Häftlingslied - Das Lied von Sibirien

*In der Steppe der Wildnis bei Kola,
wo das Gold in den Bergen still ruht
ein Sträfling sein Schicksal verfluchte
und schleichend zieht er durchs Land.*

*Bei Nacht dem Gefängnis entflohen,
wo für Wahrheit er gelitten hat,
zum Laufen reichten kaum noch die Kräfte,
als er den Baikalsee erreicht.*

*Als er den Baikalsee erreicht,
seine Mutter entgegen ihm kam
"ach grüß dich, ach grüß dich liebe Mutter
wie gehts dem Vater, dem Bruder zu Haus?"*

*"Dein Vater ist längst schon gestorben,
von ferner kalter Erde bedeckt,
dein Bruder ist längst in Sibirien
durch klirrende Kälte entehrt".*

*Vier Jahre gefangen, gefesselt,
vier Jahre nur Elend und Leid.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde,
ach Mutter, wie bist du soweit.*

*Gefangen, bewacht wie Verbrecher,
in einsame Lande verbannt.
Da stehn wir trotz Hunger und Kälte
an Picke und Schaufel die Hand.*

*Den Worten der Älteren geglaubt,
dem Schönsten, der Jugend beraubt.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde,
ach Mutter, wie tust du mir leid..*

*Für Reiche gekämpft und geblutet,
für Reiche gekämpft und geplagt.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde,
ach Mutter, wann kommt einst der Tag?*

*Doch jetzt sind wir klüger geworden
zum Teufel mit Kommiß und Krieg.
Den Frieden der Menschheit zu sichern,
das wird unser stolzester Sieg.*

Große Stille war besonders bei dem Wolga-Lied, wo es unter anderem darin heißt: ... *hast du da droben vergessen auch mich ...*

Bei diesen Liedern konnte man auch als junger Mensch ins Grübeln kommen und schwach werden und die Sehnsucht nach zu Hause stieg immer mehr. Über vier Jahre waren wir schon isoliert, ohne zu wissen wie lange noch.

Wir waren jedoch nicht wegen der Musik in das Lager bei Stalinsk gekommen, sondern um von hier aus zur Arbeit zu gehen. So erzählten uns Einheimische, daß mit dem Bau der Stadt erst um 1920 begonnen wurde. Sicher stand damit unser Einsatz in engem Zusammenhang. Das rapide Wachstum der Stadt mit seiner Industrie verlangte mehr Elektroenergie. So wurde der überwiegende Teil von uns am Erweiterungsbau des Kraftwerkes Tätzroi eingesetzt. Die anderen Kameraden mußten im Sägewerk arbeiten. Während das Kraftwerk bereits mit zwei Turbinen Strom ans Netz lieferte, sollten noch drei Turbinen hinzukommen. Gearbeitet haben wir jedoch relativ selbständig. Das bedeutete, wir mußten mit dem zuständigen Meister selbst die täglich geleistete Arbeit abrechnen. Unser Einsatz erfolgte an Schwerpunkten. Zunächst wurden wir zu Schachtarbeiten für das zukünftige Turbinenfundament herangezogen. Vor uns waren an dieser Stelle Russen im Einsatz. Doch für diese schlammige Arbeit war es besser, Gefangene einzusetzen anstatt eigener Leute. Als wir nach einigen Wochen auch nicht die erwarteten Leistungen brachten, wurden wir von russischen Strafgefangenen abgelöst. Diese waren überwiegend zu 25 Jahren Haft oder länger verurteilt. Da diese Strafgefangenen kaum etwas zu verlieren hatten -

wegen ihres hohen Strafmaßes - setzten sie beim täglichen Abrechnen ihrer Arbeitsleistungen den Meister so unter Druck, daß von ihm "freiwillig" die Normerfüllung bescheinigt wurde. So wurde von diesen Strafgefangenen, zumindest auf dem Papier, das tägliche Soll erfüllt.

Ebenfalls auf dieser Baustelle waren zu hohen Freiheitsstrafen verurteilte russische Frauen im Einsatz. Sie mußten die gleichen Arbeiten verrichten wie die Männer. Die Bewachung der verurteilten Frauen war genauso streng wie die der männlichen Strafgefangenen. Auf dem Marsch vom Lager zur Arbeitsstelle oder zurück mußten wir zwar auch in Fünferreihe laufen, aber das ganz locker. Im Gegensatz dazu die Strafgefangenen, sie mußten sich unterhaken. Kam dann während des Marsches plötzlich das Kommando: Halt - ganz gleich warum - mußten die Strafgefangenen sofort niederknien. Wehe, es war da gerade eine Pfütze und einer wollte dieser ausweichen, das bekam er mit dem Gewehrkolben mehrfach zu spüren.

Wir konnten miterleben, daß dabei sogar geschossen wurde. Ohne Rücksicht auf Verluste! Im Vergleich zu diesen Gefangenen hatten wir ein relativ ruhiges Dasein.

Im weiteren Verlauf unseres Arbeitseinsatzes auf dieser Kraftwerksbaustelle mußten wir recht vielseitige Arbeiten verrichten, die aus vielen von uns Spezialisten werden ließ. Diejenigen, die zu Transportleistungen eingesetzt waren, mußten den Mörtel für die russischen Maurer mischen, anschließend die mit Mörtel beladenen Karren mit dem auf Schienen fahrenden Kran auf die Rüstung heben und danach den Kalk mit der Schaufel auf der Mauer aufstreichen. Andere Kameraden mußten die Mauersteine griffbereit hinlegen. So wurden die russischen Maurer zu Stachanow-Arbeitern. Bei dieser Methode haben auch wir viel dazu gelernt, wie die Norm erfüllt werden kann. So fragten wir am Ende der Schicht den Maurer, wieviel Steine er gesetzt habe. Na ja, so viele Steine mußten vom Stapel geladen, soundsoviele Meter bis zum Kran geschoben werden, dann mit dem Kran so viele Meter in die Höhe gehoben auf dem Gerüst abgestellt, danach auf der Rüstung bis zum Maurer geschoben, abgeladen und auf die Mauer in Reihe griffbereit gesetzt werden. Das war ein Beispiel, welche Arbeitsgänge bei der täglichen Abrechnung beachtet und geltend gemacht werden mußten. Überhaupt für jede Arbeit gab es eine Norm. Die Außentemperaturen spielten dabei noch eine besondere Rolle. Die Grundnorm galt bis zu 0 Grad Celsius. Bei minus 20 Grad und unter minus 20 Grad waren Abstriche von der Norm möglich, diese anzuwenden, lagen im Ermessen des Meisters. Ähnlich wie

bei Mauersteinen waren die Arbeitsgänge bei Zimmerer- und Betonarbeiten. Hier waren wir selbständig und brauchten nicht für die Russen die Vorarbeiten zu leisten. Das bedeutete aber auch, daß wir unmittelbar nach der Stahlmontage die Deckenschalung in 12 bzw. 20 Meter Höhe einbauen mußten. Sitzend auf einem Stahlträger ohne Sicherheitsnetz wurden mittels einem Seil die ersten Bretter hochgezogen, um davon eine Plattform herzustellen, damit dann gebündelte Bretter bzw. Pfosten dort zur weiteren Verarbeitung abgesetzt werden konnten. Abstürze aus diesen Höhen mußten leider registriert werden, aber nicht von unseren Kameraden. Betonierarbeiten im Winter waren etwas Besonderes. Der Beton wurde mit heißem Wasser hergestellt. Bis der Beton auf der zu betonierenden Deckenfläche in luftiger Höhe angelangt war, war die Oberfläche des Betons von der Kälte schon weiß geworden. Dennoch wurden die Betonierungsarbeiten bei jeder Kälte aus Termingründen fortgesetzt. Nach dem Einbringen des Betons in die Hülsenfundamente oder als Deckenbeton wurden sofort Elektroden eingebracht. Mittels Strom wurde so der Beton aufgeheizt. Ob es geholfen hat, konnte wir bei unseren im Februar und März 1950 betonierten Flächen nicht feststellen. Nur gut. Wenn da etwas schief gegangen wäre, solange wir dort gearbeitet haben, uns hätte man sicher wegen Sabotage verurteilt. Ein Wiedersehen mit der Heimat hätte es vielleicht nie wieder gegeben. Neben den genannten Arbeiten gab es natürlich noch an anderen Stellen Einsätze. So hatte der Kamerad Kämmel mit weiteren Gefangenen unter anderem die Aufgabe, wochenlang Stahlteile und Decken zu streichen. Diese Arbeiten wurden auf ungewöhnlichste Art ausgeführt. Nur auf dem Hängegerüst stehend, den Farbtopf an den Körper gebunden, schaukelten sie in den riesigen Hallen, um ihre Farbe dort zu verstreichen, wie es der Meister verlangte. Daß dabei Farbe auch verspritzt wurde, war eine Nebenerscheinung. Darüber beschwerten sich des öfteren die Kranfahrerinnen. Natürlich gab es auch wegen des bißchen Wasserlassens kein Abseilen aus der Höhe. Hier wurde nur das nachgemacht, was die russischen Arbeiter uns vorgemacht haben.

Sanitäre Anlagen gab es auf der Baustelle sowieso nicht. So mußte eben wie überall das Praktische mit dem Nützlichen verbunden werden.

Seit unserer Verlegung von Ansherka nach Stalinsk war mit weiteren anderen Gefangenen der Kamerad Naundorf im Sägewerk eingesetzt. Während dieser Zeit war für diese Holzbrigade nur Nachmittagsschicht vorgesehen.

Kurz nach 12.00 Uhr hieß es für sie Abmarsch zum Sägewerk. Dort teilte sich die Kolonne, so wie es der Meister im Arbeitsablauf für notwendig befand. Die

im Sägewerk installierten Gatter waren finnischer und deutscher Herkunft. Letzteres von Kirchner aus Leipzig. In der Nachmittagsschicht waren nur wenige Russen, dafür um so mehr deutsche Gefangene im Einsatz. Folglich waren die Kameraden von der Abnahme des gesägten Materials am Gatter, beim Sortieren und Stapeln der verschiedenen Kanthölzer und Bretter beschäftigt. Andere Kameraden gehörten zur Transportkolonne, diese mußten Holzstämmen aus den Waggons oder LKW entladen bzw. gesägtes Holz wieder verladen, dazu gehörten auch Abfälle. Die beim Sägegatter anfallenden Sägespäne mußten mittels Korb auf immer höher werdende Berge getragen werden. Diese Arbeiten bei Dauerfrösten unter 30 Grad Celsius waren doch wesentlich schwieriger als im Schacht, wo man nur die Wegstrecken kältemäßig zu bestehen hatte. Das gefrorene Holz mit steifgefrorenen Händen zu bewegen war oft recht gefährlich. Starke Schneefälle mit darauffolgenden Schneestürmen waren ein zusätzliches Hindernis bei den Arbeiten. Der sibirische Winter hat es eben in sich. Dem Sägewerk war eine Werkstatt zur Verarbeitung eines Teiles der Bretter zugeordnet. Zuvor wurde im Schnellverfahren das Holz getrocknet. Danach wurden Tische, Regale oder ähnliches hergestellt. Schichtschluß für die Sägewerksbrigade war Mitternacht. Bei klirrender Kälte ging es dann in die verhältnismäßig doch recht warm erscheinende Baracken.

Bevor das Jahr 1949 zu Ende ging, gab es Aufregung am Lagertor. Ein Mann wurde hereingebracht. Als Unterkunft wies man ihm einen Platz in unserer Baracke zu. Da er mehr als hungrig und die Küche geschlossen war, gaben wir ihm Brot von uns zu essen. Im Gespräch zu nächstlicher Stunde mit ihm erfuhren wir, daß er ein Matrose der ehemaligen deutschen Kriegsmarine war. Über Japan in russische Gefangenschaft geraten, hatte er sich vorgenommen und zum Ziel gesetzt, irgendwie einmal zu fliehen.

Nach intensivem Erlernen der russischen Sprache hatte er nun von Wladiwostok aus seine Flucht begonnen. Nach zirka 6000 Kilometer - etwa die Hälfte der Strecke nach Deutschland hatte er bereits geschafft - nahm man ihn in einem Wagen der transsibirischen Eisenbahn fest.

So sehr es ihn bedrückte, daß er als Deutscher erkannt worden war, so sicher war es für ihn auch, daß er unser Lager als kurzen Zwischenaufenthalt betrachtete. Er wolle bei bester Gelegenheit weiter. Dazu gehörte viel Mut zum Risiko, denn es gab nur wenige Brücken über die hunderte Meter breiten Ströme, und die waren meist bewacht. Nach reichlich einer Woche war er wieder über Nacht verschwunden. Ihm soll die Flucht ohne weitere Unterbrechung geglückt sein.

Zehn Wochen war nun schon wieder das Jahr 1950 alt. Nach vorangegangenen Gerüchten schien nun doch etwas daran zu sein. Es begannen die Vorbereitungen zur Heimfahrt. Mit jedem einzelnen Kamerad wurde die finanzielle Abrechnung seiner Leistungen vom Bau, Sägewerk oder sonstigen Einsätzen vorgenommen. Dazu wurde auch der Kontostand vom Schacht - das heißt wer noch Guthaben von seiner Schachtarbeit hatte - mit hinzugezogen. Da ich, zuletzt Brigadier unserer Kolonne war, die am Kraftwerksbau eingesetzt war, hielt man sich an mich, für das auf der Baustelle abhanden gekommene Werkzeug einzustehen. So wurden von meinem geringen Guthaben aus dem Schacht noch etliche Rubel für fehlende Schaufeln, Zangen usw. abgezogen. Für den verbleibenden Rest von Rubel bestand die Möglichkeit, im Magazin einzukaufen. Nach so langer Zeit, hatte man plötzlich die freie Entscheidung zu kaufen. Von dem Wenigen, was im Angebot war, wußte man nicht, wo man zugreifen sollte. Am meisten wurden von den Kameraden, die überhaupt noch Rubel hatten, Zigaretten (Barbarossa) gekauft. Da ich Nichtraucher war, entschied ich mich für bunten Stoff. Er sollte mal für meine beiden Schwestern je eine Bluse ergeben. Für den Rest kaufte ich auch Zigaretten. Warum wußte ich nicht.

Bevor wir nochmal aufgerufen wurden, sollte jeder die Frage beantworten, ob er noch Ansprüche an den russischen Staat habe, der sollte sich melden. Nur ganz wenige meldeten sich. Diese Kameraden wurden von den weiteren Vorbereitungen der Heimfahrt ausgeschlossen. Dann ging alles sehr schnell.

Endlich durften wir die mit einem WP = Woina-Pleni (Kriegsgefangener) gestempelten Hosen und Jacken loswerden. Dafür erhielten wir neue Kleidung aus Leinen, dazu Unterwäsche und da es noch kalt war, russische Wattejacken und Hosen dazu. Nun war der langersehnte Tag gekommen, als es hieß: raus-treten zum Abmarsch. Doch bevor es abgehen konnte, nochmals die üblichen namentlichen Aufrufe. Wir konnten es kaum noch erwarten, aus dem Lager marschieren zu können. Endlich war es soweit. Ein Freudenschrei ging über den Appellplatz. Wie im Taumel ging es in Richtung Bahnhof. Ein wunderbares Gefühl als wir vor dem bereitgestellten Güterzug standen, der uns nun nach Hause bringen sollte. Wieder ähnliche, mit Stroh belegte Pritschen, wie wir sie schon von der Fahrt nach Sibirien her kannten, nur, daß diesmal die Waggontüren nicht verschlossen wurden.

So sehr wir jahrelang auf diesen Tag gewartet haben, die Freude darüber, daß es nun soweit war, wollte einfach nicht lang anhalten. Wir hatten ja fast das Lachen verlernt, weil es in den zurückliegenden Jahren keinen Grund dazu gab.

Es hatte einfach schon zu lange gedauert. Zu oft waren wir vertröstet worden. Deshalb kam manchmal sogar noch Skepsis auf. Jeder hatte seinen eigenen Gedanken, mit denen er fertig werden mußte. Was wird uns in der Heimat erwarten?

Wie werden wir mit der neuen Situation fertig?

Welche Veränderung wird es in den Familien geben?

Wie haben sich die Menschen verändert?

Wie wird man mit uns sprechen?

Wir waren ja keine Kriegsgefangenen. Wir waren auch nicht verurteilt. Wir waren Internierte? Aber ohne Rechte als solche! Gedanken über Gedanken gingen in uns plötzlich durch den Kopf. So wirkte das eintönige Rattern des Zuges dann doch irgendwie beruhigend auf uns. Über Nacht war eine verhältnismäßig milde Witterung eingetreten. Als ob sich Sibirien bei uns entschuldigen und etwas gutmachen wollte. So haben wir, wie es das Wetter erlaubte, die Möglichkeit genutzt, mit offener Tür zu fahren.

Es war die letzte Chance, noch einmal die sibirische Weite in uns aufzunehmen und so in Erinnerung zu behalten. In den klaren Nächten, wenn aus der Ferne Lichter von den Dörfern und Städten herüberleuchteten und uns auf der Fahrt bekleideten, wirkte das wie eine neue Welt auf uns ein. Vielleicht sollten wir auch schneller vergessen? Aber wesentlich war schon, eine erste wenn auch eingeschränkte Freiheit zu erleben. Starken Eindruck hinterließ die Fahrt durch das Uralgebirge mit seinen nicht endenwollenden Wäldern und dem herrlichen Fichtenbestand. Es schien wie eine heile Welt ohne Kummer und Gewalt. Etwa 1200 Kameraden, darunter ehemalige Kriegsgefangene, die zuvor von einem russischen Militärgericht im Schnellverfahren verurteilt worden waren und deren "Strafe" plötzlich erlassen war, hatten die Möglichkeit erhalten, endlich, fünf Jahre nach Ende des Krieges in Richtung Deutschland zu fahren. Täglich legte der Zug etwa 500 Kilometer zurück. So erreichten wir nach elf Tagen Brest-Litowsk, die neue Grenze zwischen der SU und Polen. Als der Zug am Ende der Breitspur auf russischem Boden sein Ziel erreicht hatte, konnten wir auf dem gegenüberliegenden Gleis schon den Zug ausmachen, der uns nunmehr nach Deutschland in die Heimat bringen könnte. Aber es kam anders: Antreten und Abmarsch ins Lager nach Brest. Sollten denn wieder einmal die Skeptiker recht behalten, daß wir noch nicht entlassen werden? So sehr wir uns auf den vorbereiteten Heimkehrerzug auf dem Nebengleis schon gefreut hatten, um so mehr sank die Stimmung auf den Nullpunkt. Innerlich ballte sich die

Wut. Wortfetzen wie: immer wieder betrogen und vertröstet, wurden laut. Ansonsten wurde auf dem Marsch zum Lager kaum noch gesprochen. Wie vieles, über das wir seit unserer Inhaftierung nachgedacht haben, fanden wir keinen Sinn heraus. Auch diesmal nicht! Einen bestimmten Zweck werden die Russen schon verfolgt haben. Vielleicht uns noch einmal zu zeigen, wer hier doch der Mächtigste ist?

Mit diesen Gedanken kamen wir im Lager an. Was wird uns hier erwarten? Wie lange wird man uns hier festhalten? Diese und weitere Fragen gab es noch am Abend und an den folgenden Tagen. Außer, daß am nächsten Tag große Renovierung des Lagers angewiesen wurde, begann der alte Lagertrott, wie wir ihn von Mühlberg noch in Erinnerung hatten. Essen-Nichtstun-Essen-Gerüchte wechselten miteinander ab. Nach einigen Tagen wurden in den Zimmern Karten- und Würfelspiele veranstaltet. Obwohl in Rußland Kartenspiele verboten waren, stand jetzt 17 und 4 zu allen Tageszeiten auf der Tagesordnung. Bezahlt wurde mit Zigaretten.

Nach etwa einer Woche Aufenthalt im Lager wurde an einem Nachmittag zum Appell befohlen. Nachdem die Belegungsstärke mit der Anwesenheit übereinstimmte, kamen einige russische Offiziere hinzu, und plötzlich begann man mit der Verlesung von Namen, die zur Heimreise aufgerufen wurden. Freude bei denen, die zu den Glücklichen gehörten, die nunmehr der Entlassung entgegen sehen konnten. Insgesamt wurden zirka 300 Kameraden für den Transport zur Heimfahrt zusammengestellt, dazu gehörte auch unser Kamerad Naundorf. Am darauffolgenden Tag war für diese Aufgerufenen um vier Uhr die Nacht vorbei. Durch ein Spalier der Zurückbleibenden verließen sie gegen sechs Uhr das Lager in Richtung Bahnhof, um nun in den bereitgestellten Zug steigen zu können. Dabei konnten sie feststellen, daß noch eine Reihe vorbereiteter Waggons nicht belegt wurden. Wieder eine so undurchsichtige Situation. Stunden des Wartens vergingen, ohne daß etwas bekannt geworden wäre, warum. Zweifel kamen auf, ob der Zug überhaupt noch fahren würde. Endlich gegen Abend lüftete sich das Geheimnis in Form eines einfahrenden Zuges. Dieser brachte aus dem fernen Kamschatka noch Kriegsgefangene, die dann auch sofort umsteigen konnten. Nachdem die Formalitäten geregelt waren, ein kurzes Rucken und der Zug setzte sich in Bewegung. Nach drei Tagen Fahrt überfuhren sie bei Frankfurt die Grenze.

Am 29. April 1950 konnte Herbert Naundorf seine Mutter und seinen Bruder endlich wieder begrüßen und einen guten Tag wünschen.

Für die im Lager in Brest zurückgebliebenen Kameraden setzte sich der Lageralltag wie zuvor fort. Nur, daß in den Zimmern noch mehr geraucht wurde als je zuvor. War es Langeweile? Oder war es Unmut über die Ungewißheit, wann wir endlich zur Heimat aufgerufen werden? Russische Offiziere - die immer mal im Lager zu sehen waren - darauf angesprochen gaben zur Antwort: ja nis naju = ich weiß es nicht oder skore butit = es wird bald sein. Diese oder ähnliche Antworten kannten wir schon zur Genüge von Ansherka und hörten sie auch in Stalinsk.

In dieser angespannten, ja zum Teil schon gereizten Stimmung wurde am dritten Tag nach der Abreise unserer Kameraden, ohne recht zu wissen, woher die Idee kam, das Mittagessen verweigert. So etwas wie Hungerstreik. Es dauerte jedoch nicht lange - keine Stunde war vergangen - da erschien die Wachmannschaft gut bewaffnet im Lager. Schnell war der Protest vergessen. Gegessen haben wir dann gleich. Es war der 28. April 1950. Zwei Tage nach unserem Aufbegehren, da wurden über den Lagerfunk „Spezialisten“ gesucht. Spezialisten waren wir in den Jahren unserer Gefangenschaft in Sibirien in irgendeiner Form eigentlich alle geworden. Schnell waren mein Kamerad Kurt Bieligg aus Voigtshain und ich uns einig geworden, ehe wir an den sich häufenden Lagergerüchten kaputt gehen, wir melden uns. Da jedoch zur gleichen Zeit zum Mittagessen aufgerufen wurde, waren wir uns nicht im klaren, was wir zuerst tun sollten. Kurt Bieligg entschied sich für das Melden. Ich ging erst essen.

Als ich gegessen hatte, kam Kamerad Bieligg bereits zurück. Er hatte einen „Propusk“ = Bescheinigung erhalten. Darin wurde bestätigt, daß er das Lager verlassen kann und nunmehr außerhalb eine neue Unterkunft habe, sowie sich ab sofort im Bereich von Brest frei bewegen könne.

Also stand für mich fest, noch schnell zur Wache. Dort angekommen, wurden weitere Kameraden und ich zurückgewiesen. Gedrückt gingen wir zurück. Als ich in der Unterkunft ankam, waren Kurt Bieligg und ein weiterer Kamerad bereits dabei, ihre Sachen zu packen. Da seitens der russischen Lagerleitung auf rasches Verlassen des Lagers durch die „Spezialisten“ gedrängt wurde, mußten wir uns recht schnell mit: machts gut und toi, toi, toi verabschieden. So gingen diese Kameraden in die zugesagte „Freiheit“. Irgendwie war ich traurig. Warum? Ich wußte es nicht. Ich konnte es nicht beschreiben. Aber bald sollten wir erfahren, was dieses russische Versprechen für die Kameraden bedeutete.

Unmittelbar nachdem die Kameraden das Lager verlassen hatten, wurden wir aufgefordert, die uns in Stalinsk übergebenen Wattehosen und Wattejacken

abzugeben. Weitere zwei Stunden später hieß es raustreten zum Appell. Zählen und rechnen. Dann erschienen dieselben russischen Offiziere, wie eine Woche zuvor. Ein Raunen und Hoffen ging durch die Reihen. Wieder wurden Namen in der Reihenfolge des russischen Alphabets verlesen, die nunmehr die Chance erhielten ihre Sachen zu packen, um in Richtung Heimat zu fahren. Mit dem Buchstaben K wurde auch ich aufgerufen. Noch am gleichen Tag marschierten wir durchs Lagertor zum Bahnhof. Recht schnell hatten wir im bereitgestellten Güterzug Platz gefunden. Ein russischer Major war unser begleitender Transportoffizier. Da nun unmittelbar der Grenzübergang nach Polen bevorstand, kam noch ein junger polnischer Leutnant dazu. Irgendwie bekamen wir mit, daß die beiden Offiziere nicht immer einer Meinung waren.

Kurz vor der Abfahrt des Zuges wurde noch mit einem Panjewagen Marschverpflegung gebracht. Der Kutscher des Wagens war unser Kamerad Bielie. Als wir uns sahen, bekamen wir feuchte Augen. Nur mit aller Anstrengung konnten wir die Tränen unterdrücken. Noch am gleichen Tag setzte sich der Zug mit einem kurzen Pfiff der Lok in Bewegung. Endlich! Am 1. Mai 1950 erreichte unser Zug Warschau. In einem Vorort gab es längeren Aufenthalt. Ein Mann, der sich nach der Maifeier auf den Bahnsteig verirrt hatte, kam auf uns zu, suchte das Gespräch und wünschte uns in gebrochenem Deutsch nach so langer Zeit eine gute Weiterfahrt nach Hause. Er brachte aber auch seine Antipathie gegen die SU zum Ausdruck und sagte wörtlich: „Wir holen unser Land, was die Russen uns weggenommen haben, wieder zurück!“

Er konnte sich dabei sehr steigern. Doch diese Diskussion mit ihm weiter fortzusetzen, erschien uns in Anbetracht unserer bevorstehenden Entlassung zu gefährlich. Wir verzogen uns in die Waggons. Bevor der Zug seine Fahrt fortsetzte, wurden die Waggontüren geschlossen und verriegelt wegen dem Grenzübergang nach Deutschland. Da es an diesem Tag schon recht warm war, stiegen die Temperaturen in den Waggon rasch an, und die Luft wurde knapp. Wasser hatten wir auch keines an Bord. Zu später Stunde ging die Fahrt weiter.

Am anderen Morgen kamen wir in Frankfurt/Oder an. Zu Fuß ging es nach Kronfeld. Dort wurden wir nochmals von den Russen aufgerufen.

Nach Abwicklung aller Dinge wie Duschen und Entlausung wurden wir als Kriegsgefangene am 3. Mai 1950 entlassen. Hier trennten sich wieder einmal unsere Wege. Eine Reihe von Kameraden entschied sich für Westdeutschland. In einem extra für sie bereitgestelltem Sonderzug fuhren sie mit einem letzten Winken als Abschied fort. Von den übrigen Kameraden fuhren die meisten bis

nach Leipzig. Hier trennten wir uns mit den Versprechen, daß wir uns irgendwann einmal wiedersehen wollen.

Ich fuhr mit dem Zug nach Wurzen. Da ich nochmals umsteigen mußte, hatte ich noch etwa eine Stunde Aufenthalt. Hier wurde ich in meiner Aufmachung als Heimkehrer erkannt. Bald schon wurde ich von Menschen umringt und bekam viele Fragen gestellt. Ich mochte kaum reden. Irgendwie war alles so fremd und es viel mir deshalb schwer, die Fragen zu beantworten. Da sagte plötzlich einer, ich bin dein zukünftiger Schwager, laß die anderen stehen komm mit.

Ich kannte ihn im ersten Moment nicht. So gingen wir zum Zug. In der Heimat angekommen, hatte ich plötzlich Scheu, durchs Dorf zu laufen. Es war schon komisch, so ohne Bewachung zu gehen. Wie man sich doch daran gewöhnen konnte.

Endlich zu Hause eingetroffen, war natürlich die Freude bei den Eltern und den beiden Schwestern groß. Vom Kamerad Herbert Naundorf hatten sie erfahren, daß es nur noch Tage dauern könnte, bis auch ich eintreffen würde. Abends als wir in Familie zusammensaßen, die Nachbarn waren gerade hinzugekommen, kam im Radio die Nachricht, daß am heutigen Tag der letzte Transport mit Kriegsgefangenen aus der SU in Frankfurt eingetroffen sei. Mir war bei dieser Nachricht als ob ich einen heftigen Schlag ins Gesicht bekommen hätte, weil ich doch wußte, daß noch viele Kameraden auf ihre Heimkehr und Entlassung warten mußten.

Als ich abends im Bett lag, konnte ich nicht einschlafen. Immer wieder lief alles wie ein Film im Zeitraffertempo ab. Die Gedanken gingen zurück an die Kameraden, mit denen wir seit Mühlberg in verschiedenen Lagern Sibiriens bis Brest zusammen waren und gemeinsam vieles erlebt und durchgemacht hatten.

In Brest wurden wir ohne unseren Willen getrennt und auseinandergerissen. Bereits zwei Tage nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft besuchte mich die Mutter vom Kamerad Joachim Liebmann um zu sehen, wie es mir geht und wann nun ihr Sohn zu erwarten sei. In Kürze erzählte ich ihr, was sich seit unserer Ankunft in Brest in den zwei Wochen dort abgespielt hatte. Schließlich versuchte ich, ihr Hoffnung zu machen, daß nur noch wenige Tage vergehen würden, bis auch Joachim zu Hause sei.

Es ist deshalb noch außerordentlich wichtig nachzuvollziehen, wie deren weiterer Weg, den sie mit großer Geduld ertragen mußten, fortan verlief. Als wir in Brest aus dem Lager waren, bekamen die noch etwa 80 zurückgebliebenen Ka-

meraden von den russischen Offizieren zugesichert, daß auch sie bald fahren würden. Nur wohin, sagten sie nicht.

Bereits am folgenden Morgen, ganz in der Frühe hieß es für die Kameraden aufstehen und antreten. Sie waren gespannt auf die Dinge, die da kommen würden. Insgesamt wurden 42 Namen verlesen. Als letzte nach dem Alphabet die Kameraden Leppert und Liebmann. Im Eiltempo galt es Sachen packen, aufnehmen und zum Tor.

Jetzt wurde es zur Gewißheit. Die Belegung des Lagers war stets dazu vorgesehen, immer zur Auffüllung der eventuell noch freien Plätze in Heimkehrerzügen zu dienen.

Bevor diese 42 Kameraden durchs Lagertor konnten, nochmals Aufregung und großes Zittern. Aus der Diskussion der russischen Offiziere konnten sie heraus hören, daß zu viele Kameraden aufgerufen seien. Schlimmes ahnend, schoben sich die beiden zuletzt Aufgerufenen in die Mitte der Kolonne, da erfahrungsgemäß nach russischen Prinzip beim Abzählen immer die Letzten "nassard" = zurück mußten. Diesmal jedoch fiel die Entscheidung zu ungunsten auf die zuletzt aufgerufenen Kameraden Leppert und Liebmann.

Ein K.O.-Schlag für diese beiden, wie es schlimmer nicht konnte sein. Die russischen Offiziere lakonisch: skore, skore = bald fahrt ihr auch! Doch dieser Tiefschlag hatte noch weitere Folgen.

Zunächst erlebten sie, wie am 1. Mai eine große Parade der russischen Garnison von Brest unmittelbar vor dem Lagertor abgehalten wurde.

In den folgenden zwei Monaten wurden die restlichen Kameraden vom ehemaligen Pelzmützentransport dazu auch die „Spezialisten“ zu Umladearbeiten auf dem Bahnhof eingesetzt. Das heißt aus Waggons der russischen Breitspur in Waggons der Normalspur umladen.

Die Bewachung war fast nur noch eine Formsache und günstig für die Kameraden. Dadurch konnten sie die Chance nutzen, ihren Angehörigen auf verschiedene Art ein Lebenszeichen zu senden. Zum einen versuchte man die deutschen Lokbesatzungen, die von Frankfurt aus durch Polen bis Brest die Güterzüge führen, dafür in Anspruch zu nehmen. Eine andere Möglichkeit nutzte man des öfteren: die Briefe an einer Waggonwand zu befestigen, die dann mit Getreide zugeschüttet wurden. Als Beweis, daß dies funktioniert hatte, waren Untersuchungen, die gegen ein Getreideausladungskommando in Wurzen bzw. gegen den Überbringer sowie die Empfänger der Briefe angestrengt wurden. Auch bei Stahllieferungen, die nach Riesa adressiert waren, wurden Briefe beigelegt.

Nach Ablauf dieser Umladearbeiten mußten sie für einen Monat an der Bahnstrecke vor Minsk täglich Holz auf Waggons laden. Untergebracht waren sie in dieser Zeit in einem kleinen Außenlager.

Wieder nach Brest zurückgekehrt, wurden sie einen Tag später per LKW in ein Lager der Stadt Minsk transportiert, wo auch noch Kriegsgefangene untergebracht waren. Sie wurden zum Aufbau einer großen Kugellagerfabrik eingesetzt mit dem Versprechen: wenn ihr fertig - dann nach Hause! Wieviel Wert dieses Versprechen war, sollten sie noch erleben. Daß die Stimmung nicht gut war, kann nur der empfinden, der so etwas selbst erleben mußte. Ende 1950 wurden sie weiter gen Osten nach Stalino ins Donezbecken verlegt. Fünf Monate mußten nun Einfamilienhäuser unter sehr primitiven Umständen noch mit Lehm gebaut werden.

Wieder stand eine neue Verlegung an. Diesmal war das Ziel ein großes Waldgebiet zwischen Kiew und Smolensk. Dort galt es, ein zerstörtes Sanatorium wieder aufzubauen. Dieser Arbeitseinsatz dauerte bis Mai 1952. Dann kam, obwohl sehnsüchtig erwartet, überraschend der Befehl, die Sachen zu packen. Ab ging es per Güterzug wie schon mehrfach mitgemacht, zurück nach Brest in das immer noch bestehende Lager.

Schön ist es, wenn man Bekanntes wieder findet. Doch für diese Kameraden waren die Erlebnisse aus der Vergangenheit in diesem Lager nicht die Besten. Der Aufenthalt in Brest wurde von den Kameraden genutzt, um Nachforschungen nach dem Verbleib der Frauen und Mädchen aus dem Brester Frauengefangenenlager anzustellen. Die Auskunft lautete: vor einem Tag in Richtung Deutschland abgefahren.

Welch ein Wunder! Bereits nach einem Tag Zwischenaufenthalt und Verschnaufpause begann die Weiterfahrt nach Frankfurt. Dort angekommen, mußten sie sofort in einen Personenzug umsteigen, der sie nach Bischofswerda brachte. Dort Abmarsch ins Quarantänelager. In dieser Kolonne waren auch die beiden "Spezialisten", die nunmehr nach ihrer "beschränkten" Freiheit in Brest ebenfalls auf ihre Entlassung hofften.

Vier Tage später, es war der 1. Juni 1952 ein Pfingstsonnabend, wurden sie als Internierte entlassen. Neben dem Freifahrtschein für die Bahn, erhielten sie 50,- Mark als Begrüßungsgeld. Da gerade ein Zug in Richtung Leipzig fuhr, stiegen sie ein nur, um endlich schnell nach Hause zu kommen. Bei einer Fahrkartenkontrolle während der Fahrt wurden sie eindringlich darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich in einem Schnellzug befinden und deshalb Zuschlag zahlen

müßten. Alles Bitten, um die Zahlung zu erlassen, wurde vom Kontrolleur abgelehnt. Als Zuschlag mußten sie 50,- Mark nachzahlen. Das war ihr Begrüßungsgeld der Heimat.

Da es echte Verbindungen von Kriegsgefangenen zu den gefangengehaltenen Frauen in Brest gab und wir im nachhinein Kenntnis davon erhielten, möchten wir analog unserer Erlebnisse in Kürze auch vom Schicksal der Frauen berichten und versuchen, deren Weg nachzuvollziehen. So oder ähnlich ist es vielen Frauen und Mädchen ergangen.

Als im Frühjahr 1945 die russischen Truppen bis an die Oder vordrangen, versuchten viele Deutsche, vor diesen zu fliehen.

Doch oft wurden diese Trecks überrollt. Dann war die Flucht zu Ende. Man versuchte nun - soweit das überhaupt möglich war - in die Dörfer zurückzukehren. Von den Russen und ihnen hilfsbereiten Deutschen wurden willkürlich und gezielt Frauen, Männer und Jugendliche abgeholt, mitgenommen, eingesperrt und gen Osten verschleppt. So wurden an einem Tag aus dem Dorf Drossen drei Männer, ein Junge 14 Jahre alt und ein Mädchen namens Elisabeth Steinicke 18 Jahre alt, abgeholt. Nachdem man ihren Vater, der gehbehindert war, einige Tage zuvor mit vier Männern abtransportiert hatte, erschienen bekannte Deutsche und forderten sie auf, zu Fuß im Schnee bis zum sechs Kilometer entfernten Seefeld zu laufen. Die Abholer mit drohenden Worten hinterher. In Seefeld wurden sie im Keller eines großen Gebäudes eingeschlossen. Unmittelbar vorher hatte man den Vater von Elisabeth aus diesem Keller herausgeholt und weggebracht. Niemand hörte je wieder von ihm. Auch die anderen Kellerräume wurden in den folgenden Tagen mit weiteren „Abgeholt“ gefüllt. Da es keine Befragungen oder Vernehmungen gab, wußte niemand, was eigentlich los war oder werden könnte. Eines Tages wurde Elisabeth Steinicke ausgesucht, um für die Russen deren Wäsche mit der Hand zu waschen. Dazu gehörte:

den Kessel feuern und auch das Aufhängen der Wäsche zum Trocknen unter dem Dach. Alles unter strengster Bewachung. Als Vergünstigung erhielt sie dafür Milch, Brot, Speck und Schnaps.

Eines Tages wurden sie alle aus den Kellerräumen geholt und auf LKW verladen, der sie dann in ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager bei Schwiebus brachte. Dort waren auf der einen Seite der Lagerstraße die Frauen und gegenüber die Männer untergebracht. Die Trennung wurde sehr streng bewacht.

Kaum, daß sie zwei Tage in dem Lager waren, wurden vor allem gezielt junge Mädchen ausgesucht und zu Hilfsarbeiten in der Küche eingesetzt. Eine gute

Gelegenheit, sie dort ständig zu vergewaltigen. Keine wurde verschont. Die Mädels wollten sich weigern, dorthin arbeiten zu gehen. Aber vergebens - sie mußten! Für einige andere Frauen blieb höchstens mal das Straßenfegen übrig.

Sehr schlimm waren die Männer dran. Das Schreien der Männer durch Mißhandlungen mußten die Frauen in den gegenüberliegenden Baracken mit anhören. Diesen Qualen wollten sich einige Männer durch die Flucht entziehen. Doch meistens vergeblich. Eines Nachts mußten alle - Männer und Frauen - raustreten und zur Abschreckung mit ansehen, wie ein Mann, der über den Zaun fliehen wollte, zusammengeschlagen wurde und anschließend mit Genickschuß getötet wurde.

Die starke Überbelegung des Lagers führte zur Wasserknappheit. Für 15 bis 20 Frauen stand täglich nur noch eine Schüssel mit Wasser zum Waschen zur Verfügung. Die Folge war, daß die Lagerinsassen mehr und mehr verdreckten und die Läuse überhand nahmen. Niemand war davon verschont.

Darüberhinaus führt die äußerst knappe Verpflegung dazu, daß es sehr viele Tote gab.

Nach reichlich einem Monat Aufenthalt in Schwiebus wurden alle Gefangenen des Lagers in Güterwagen in den Ural abtransportiert. Die Waggonen waren mit Stroh ausgelegt. Ein Kübel für die Notdurft gehörte dazu. Wehe, wenn keine Gelegenheit zur Entleerung gegeben wurde! Frauen und Männer, die während der Fahrt verstarben, wurden beim nächsten Halt des Zuges einfach aus dem Waggon geworfen.

Die Namen hat niemand festgehalten. Das Lager im Ural war ein großes internationales Lager. Frauen und Männer aus Polen, Ungarn, der Ukraine, aus dem Sudetenland und natürlich viele Deutsche wurden dort in den Baracken gefangen gehalten.

Am folgenden Tag nach der Ankunft mußten alle zur Untersuchung. Es war jedoch nur eine formale Angelegenheit. Unmittelbar daran anschließend mußten alle nackt zum Friseur. Gegen die Verlausungsgefahr erhielten alle, gleich ob Mann oder Frau die Haare total geschnitten. Glatze! Danach wurden an den anderen Körperteilen alle Haare abrasiert.

War das Ganze schon eine oft heikle bis schmerzliche Prozedur, schlimmer war, daß damit die Würde des Menschen, besonders die der Frauen und Mädchen, mißachtet wurde. Seelische Depression war die Folge. Sicherlich war das Absicht. Mehrfach im Verlauf des Jahres wurde die Rasur wiederholt. Als Verpflegung erhielten sie 300 g Brot. Auf russisch Chleb, weil es wirklich klebte, wenn

man es drückte. Mittags gab es Kartoffelwassersuppe, abends Tee. Von ihrem Transport wurden zirka 200 Männer und Frauen zur Waldarbeit eingeteilt. Elisabeth gehörte ebenfalls dazu. Ihre Brigade bestand aus 18 Mädels. Täglich mußten sie auf den Bahnschienen sechs Kilometer in den Wald und zurücklaufen. Starke bewaffnete Posten sowie dazu jede Menge Hunde rechts und links war eine Selbstverständlichkeit.

Die Mädels hatten die gleichen Arbeiten bei gleicher Norm zu erledigen wie die Männer. Mit der Schrotsäge waren Bäume zu fällen, auszuästen, auf Länge zu schneiden, aus dem Wald rauszutragen und neben den Schienen zu stapeln. Wurde die geforderte Norm nicht erfüllt, wurden die betreffenden Brigaden ohne Essen über Nacht im Keller eingesperrt. Diese Waldarbeiten mußte Elisabeth, bis auf kurze Unterbrechungen bis 1950 verrichten.

Viele erkrankten an Typhus und der Ruhr. Glück im Unglück hatte der Kranke, der deshalb in ein Gefangenenkrankenhaus eingeliefert wurde. Dort war er für kurze Zeit Mensch, wenn auch nur zweiter Klasse. War die Krankheit so gut wie überstanden, mußte der Betroffene zurück ins Lager. Nach einer Woche Lagerdienst hieß es wieder ab in den Wald und arbeiten wie zuvor. Im Verlauf des Jahres 1950 wurden zirka 300 Frauen nach Brest verlegt. Sie mußten dort Baracken, die von Russen genutzt wurden, säubern. Desweiteren mußten sie Umladearbeiten auf dem Bahnhof verrichten. Dabei lernte Elisabeth Steinicke unseren Kameraden Kurt Bieligg kennen, der sich als Spezialist gemeldet hatte und in Brest vorwiegend als Kutscher tätig war. 1951 wurden allmählich die strengen Bewachungsmaßnahmen für das Frauengefangenenlager gelockert. Da Kurt Bieligg als Kutscher im Laufe der Zeit die Wachposten etwas näher kennengelernt hatte, wußte er auch, wie er sich diesem oder jenem Posten gegenüber zu verhalten hatte. Diese Chance hatte Kurt Bieligg dann genutzt, um Elisabeth hin und wieder des nachts aus dem Frauenlager zu schmuggeln. Da es in Brest noch ein Kriegsgefangenenlager gab, wurden solche Schmuggeleien auch von diesen Gefangenen genutzt. Die Folgen solcher Zusammenkünfte blieben dann nicht aus. Es wurden Kinder geboren. Nun kam die Meinung auf, daß Frauen mit Kindern entlassen würden. Aber leider war das wieder mal ein Gerücht. Gemeinsam mit den übrigen Gefangenen wurden sie - Mutter und Kind - in die Entlassungsaktion Pfingsten 1952 eingereiht. Unser Kamerad Kurt Bieligg und sein Mädels Elisabeth gehörten ebenfalls zu Pfingsten zu den Entlassungskandidaten. Deshalb tauschten sie noch ihre zukünftigen Adressen aus, um in der wiedergewonnen Freiheit ihre unter schwierigen Bedingungen begonnene

Freundschaft zu halten und zu festigen. Drei Wochen nach ihrer Entlassung holte sie Kurt zu sich.

Doch zu dieser Zeit waren Neuzugänge im Ort, so wie es Elisabeth Steinicke war, unerwünscht. Deshalb wurden ihr, die sonst jedem Bürger zustehenden Lebensmittel- und Punktkarten (für Kleidung) verweigert. Sie sollte wieder weg aus dem Dorf. Doch die vielen Gemeinsamkeiten in der Zeit der Gefangenschaft, wenn auch weit von einander entfernt erlebt, ihr fester Wille zur Fortsetzung ihrer tiefen Freundschaft zueinander waren stärker als eiskaltes Umsetzen von Verwaltungsvorschriften. Kurze Zeit später heirateten beide. Nun gehörte Elisabeth zu Kurt und war damit Einwohner ihres neuen Heimatortes. In ihre alte Heimat konnte sie nicht wieder zurück, da das Dorf jetzt polnisches Gebiet ist.

Die Rückkehr, der Empfang und das Wiedersehen in der Heimat waren sehr differenziert. Waren wir doch in den hinter uns liegenden Jahren zwangsläufig daran gewöhnt, daß jeder Schritt befohlen und streng bewacht wurde. So waren wir abgesichert, daß uns nichts passieren konnte. Deshalb waren die ersten "freien" Tage von einer gewissen Vorsicht und Scheu vor den Menschen geprägt, was sich erst allmählich abbauen ließ. Bei vielen Schritten war oft noch Überwindung notwendig.

Die Eltern, Geschwister und Verwandte waren froh und freuten sich mit uns, daß wir endlich wieder einmal beisammen sein konnten und daß wir das riesige Glück hatten, ohne große gesundheitliche Schäden diese lange Zeit der Ungewißheit, die oft von Verzweiflung geprägt war, überstanden zu haben. In jeder so betroffenen Familie wurde, entsprechend den damaligen Verhältnissen, alles Mögliche getan, um uns zu Hause wieder ein neues Leben zu bieten. Mann wollte uns helfen, die Vergangenheit zurückzudrängen, damit wir uns demzufolge in der Gegenwart schneller zurechtfinden. Im familiären Dasein ging das gut. Das neue Zusammenleben mit den Nachbarn war vom Abbau der Scheu geprägt. Meine Schwestern versuchten durch viel Zureden mich mit auf den Tanzsaal zu nehmen. Auch sie hatten des öfteren auf Vergnügen verzichten müssen, da die Eltern immer wieder zu bedenken gaben: denkt an euren Bruder, wer weiß, wie es ihm geht, und ihr belustigt euch. Nun war ich da und die Schwestern wollten gemeinsam mit mir nachholen. Schließlich ging ich mit. Freude wollte dennoch nicht so recht aufkommen, mußte ich doch immer wieder zurückdenken, was gerade für mich vorbei war und daß noch viele Kameraden auf ihre Freiheit warten mußten. Besonders im Schlaf wollte mich die Vergangenheit nicht loslassen.

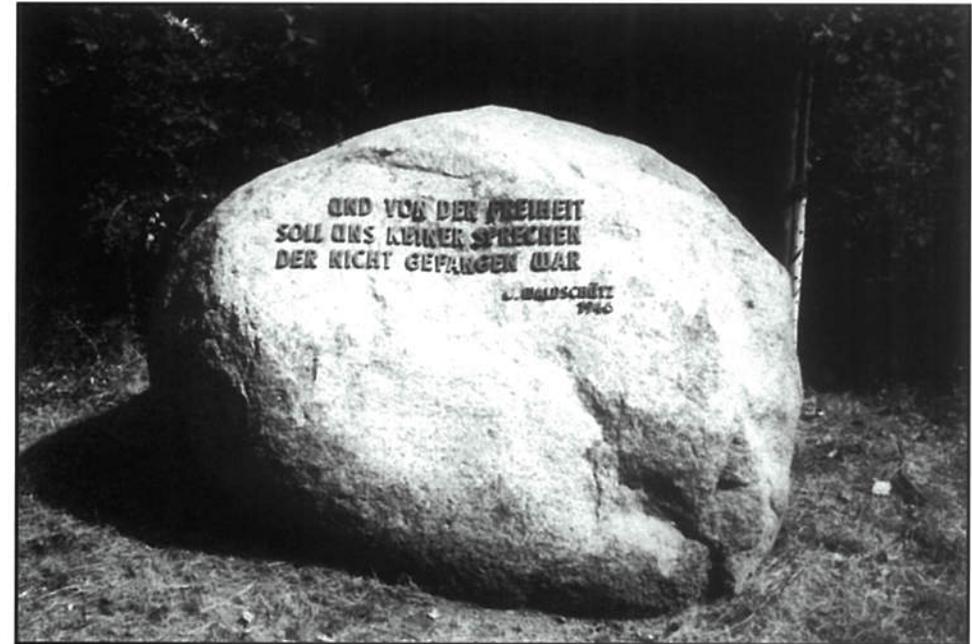
Wie ein Spießrutenlauf waren dagegen die vielen Behördengänge. Wo mußte man sich da nicht überall melden. Auf dem Gemeindeamt als erste Anlaufstelle - der Bürgermeister war nicht anwesend - dann zur Kreispolizeimeldestelle. Hatte man von dort die entsprechenden Vermerke und Stempel auf dem Entlassungsschein, dann konnte man erst die Lebensmittelkarte, Kohlekarte und die Punktkarte für Kleidung beim Gemeindeamt abholen. Es war zu spüren, daß man uns irgendwie durchdringend anschaute, etwas Besonderes mußte mit uns sein. Laut Zeitungsberichten bzw. Radiomeldungen waren doch die kleinen Nazi mit geringen Verbrechen oder Vergehen bereits mit Abschluß der sogenannten "Entnazifizierungsaktion" im Jahre 1948 nach Hause entlassen worden. Deshalb bekamen wir auch die Frage gestellt: Warum kommt ihr erst jetzt? Was sollte man darauf antworten? Hatten wir darauf Einfluß? Nur erschrocken Schulterzucken. Also mußten gegen uns schwerwiegende Dinge vorgelegen haben. Da wir kein Gerichtsverfahren hatten, waren wir unwissend, Horst Kämmel mußte sich sagen lassen, daß Verbrecher unerwünscht sind.

Am Schönsten war es, wenn man wieder mit den Pferden aufs Feld fuhr, dort ganz allein den Acker vorbereiten, bestellen und pflegen konnte. Wunderbar vom Wachstum bis zur Ernte die freie Natur zu erleben. Hier konnte man zur inneren Ruhe finden und sich allmählich an das Neue gewöhnen.

Das Jahr 1950 ging zu Ende. Nach fünf Jahren endlich den Jahreswechsel mit alten und neuen Bekannten auf dem Saal zu erleben. Da erschien kurz vor Mitternacht der Bürgermeister und noch zwei ältere Herren und baten mich, mit an die Theke (Bar) zu kommen. Man wollte mit mir anstoßen. Der Bürgermeister sagte kurz: Vergiß, was gewesen ist, so haben wir das nicht gewollt, aber du bist ja noch jung! Ich brachte kein Wort heraus. Sie tranken aus und gingen. Mich ließen sie stehen. Wie konnte man nur so gelassen und gleichgültig über uns urteilen, als ob uns Jugendjahre und Freiheit nichts bedeutet hätten.

Sehr treffend hat es die Kameradin G. Waldschütz 1946 ausgesprochen und es ist gut, daß dieser Satz für die Nachwelt festgehalten wurde und nachzulesen ist auf einem Stein an der Lagerstraße in Mühlberg:

**UND VON DER FREIHEIT
SOLL UNS KEINER SPRECHEN
DER NICHT GEFANGEN WAR.**



Möge das Geschriebene dazu beitragen,
daß die Geschehnisse nicht vergessen werden.

1990 fand auf Anregung und Initiative von ehemaligen Inhaftierten und besonderer Unterstützung durch den Pfarrer Taatz und den Bürgermeister das erste Gedenktreffen in Mühlberg statt. Seit dieser Zeit ist mit Hilfe der Stadt Mühlberg, der Gemeinde Neuburxdorf und vielen Kameraden im ehemaligen Lagergelände eine Stätte des stillen Gedenkens entstanden.



Wie war denn das eigentlich tie parußki gawarisch

die Straße heißt, daroga
man sagt auch, Uliza
das Wetter heißt, Bagoda
zu dann sagt man, dagda
daloga nennt man weit
und wremia, heißt die Zeit
chatit das heißt, wir gehen
ne ponemat, wir nicht verstehen
po malo nennt man klein
und budit es wird sein
sam neu, das heißt zusammen
iti soviel wie komm
putschemu nennt man warum
Durak, soviel wie dumm
wohin sagt man kuda
zum ja sagt man da da
wird nein gesagt heißt es niet
zum Brote heißt es chleb
bei Tag, da meint man so
und klein heißt malenko
zu groß sagt man bolschoi
und heimfahren heißt domoi
skorro, das heißt bald
cholotno, das heißt kalt
schnell, schnell das heißt dawei
und geben so viel wie dai
nicht gewesen heißt nie bill
nem noga heißt nicht viel
hören heißt sluchatch
nicht wissen ist nies natch
das Reden heißt gawarie
wird Du gesagt heißt es tie

der Deutsche heißt niemiez
kat tiela heißt wie gehts
kuritist wohl das Rauchen
ne nada für nicht brauchen
schena heißt die Frau
und totschno ganz genau
als wer meint man kto
und schön heißt charascho
für dienkie sagt man Geld,
Rodina heißt die Welt
bolnoi sagt man Du krank
sposieva vielen Dank,
tüchtiger Kerl ist Moladez,
zu Ende heißt Konjez,
für's Beil sagt man Tabor
period, so viel wie vor
das Schlafen es heißt spat
und essen heißt kuschat
das Wasser ist woda
und wenn heißt dort kak do
und kak so viel als wie
das Helfen nennt sich pomagie
goda sagt man zum Jahr
neprawda heißt nicht wahr
tschto heißt wohl was ist
was können Spezialist
und ja da meint man ich
min ja ist mir und mich
Stoi sagt man für Halt
und stari das ist alt
zum Tag sagt man Dien
do swiedania auf Wiedersehen